

= Kapitel 26 =

Sieben Wochen im Urwalde.

Es war eine schöne Zeit gewesen, damals die drei Wochen in jener Bucht im Feuerlande, in der Argonautenbucht, wie wir sagten—aber die sieben Wochen, die wir auf dieser Sandbank im brasilianischen Urwalde verbrachten, waren noch viel, viel schöner!

Spiel, Sport, Jagd—und jeden Tag tausend Dummheiten! Wie bedauerten nur, daß jeder Tag bloß 24 Stunden hatte, sonst hätten wir doch noch mehr Dummheiten machen können. Wir bedauerten, daß der Mensch doch ab und zu schlafen muß. Wir machten die Nacht zum Tage, hielten lieber in den heißen Mittagsstunden in unseren kühlen Särgen ein ausgiebiges Schläfchen.

Eine ingeniöse Idee jagte die andere, aber etwas „Dummheit“ war doch immer dabei.

Die Nacht wurde durch den elektrischen Scheinwerfer erhellt, der intensiv weiße Lichtstrahl zog alle Moskitos der ganzen Umgebung hier bei uns zusammen, in Myriaden und Abermyriaden—und trotzdem blieben wir selbst jetzt ganz verschont von ihnen, eben weil sie alle in das Licht wollten.

Nun noch eine elektrische Falle gebaut, schwachglühende Kupferdrähte, an denen sie sich die Flügel verbrannten, und sie stürzten in dazu schon aufgestellte Kästen.

Hundert Liter Mückenleiber brachte wir auf die Weise jede Nacht mindestens zusammen. Nun sollte der Liter eine Mark kosten—das war schon ein ganz hübsches Geschäft, wenn es auch die Kosten unseres Schiffes nicht deckte. Immerhin, wir schaufelten Säcke voll, fühlten uns als Nachtigallenfutterfabrikanten.

Und während die armen Mücken sich ihre Flügel verbrannten, ließ die Orgel mit ihren 5000 Pfeifen unter Hämmerleins Händen eine Sinfonie erbrausen.

Ach, waren das Nächte dort im brasilianischen Urwalde!

Bereits am zweiten Tage fand die Durchstechung und feierliche Einweihung des Argonauten-Kanals statt.

Wir hatten die Sandbank von einem Wasserkanal zum anderen durchstochen, in einer Länge von 140 Meter, zwei Meter breit und etwas über einenmeter tief, vollkommen zum Schwimmen geeignet, und dann gab es noch ein tieferes Bassin mit zwei elastischen Sprungbrettern.

Denn mit dem Baden und Schwimmen draußen im Flusse war es ja nichts, der Krokodile wegen, oder wir hätten eine größere Strecke mit einem Netz schützen müssen, aber doch immer eine unsichere Sache. So brauchte nur dieser Kanal durch solide Schutzvorrichtungen abgesperrt werden.

In anderthalb Tagen hatten wir diesen Kanal hergestellt, mehr als 400 Kubikmeter Sand bewältigt.

Ja, wenn 70 Paar Hände feste zugreifen, wie an einem Arme gewachsen, da läßt sich etwas schaffen! Selbst Doktor Isidor hatte geschaufelt, daß er triefte, aber immer nobel im schwarzen Gehrock und Zylinder, auf der krummen Nase den Kneifer, bei jedem Spatenstich mit den Ohren wackelnd.

Doch wir hatten die Schaufelei überhaupt gar nicht nötig. Ach, wir waren ja so ingeniose Köpfe! Wir waren mit genialen Gedanken vollgepropft wie das Ei mit Dotter.

Das Orgelgebläse mußte wieder einmal herhalten. Erst hatten wir mit ihm die Makrelen geräuchert, jetzt mußte es als Saugwerk den Sand heben. Das Schaufeln mit 70 Paar Menschenarmen ging freilich bedeutend schneller, aber immerhin, zum Herausschaffen des Sandes aus dem tieferen Bassin war es doch recht brauchbar—und dann war es eben die geniale Idee, die uns den Hauptspaß dabei machte.

Bei der Einweihung des Argonauten-Kanals bliesen zehn Mann den brasilianischen Moskito-Marsch auf einer einzigen Riesenuniversaltrumpete, gefertigt aus einer Windtute und dem Rauchfang des Donkeys, und der dreistimmige Argonautenmännerchor sang die Jubelhymne des Königs Mwambanjululelangalaclik von Ulolombalaleclijajalaloclik, von seiner schwarzen Majestät selbst gedichtet und komponiert: Radau, Radau, Radaudaudau.

„Nee, wissen Sie, Waffenmeister,“ sagte Kapitän Martin dann kopfschüttelnd zu mir, „ich glaube, die Jungens doch nun genau zu kennen—aber immer wieder muß ich sagen: nee, so eine verrückte Bande habe ich noch nicht gesehen!“

Und als Kapitän Martin dies sagte, da hatte noch gar nicht das große Wasserfest begonnen!

Von diesem will ich nichts weiter erwähnen, als daß Klothilde eine Seejungfrau mimte, die von einem tollen Seehund gebissen und infolgedessen wasser-scheu wird, von den anderen Wassergöttern an die Kreuzleine genommen werden muß.

Mit dieser Wasserpantomime sollten wir später in Hafenstädten noch oftmals paradieren, daß die Zuschauer vor Lachen umfielen.

Sehr schön war auch der Argonautenberg. Der ausgehobene Sand, 400 Kubikmeter, war zu einem recht ansehnlichen Hügel aufgeschüttet worden, von dort oben ging auf spiegelglatt polierten Brettern eine Rutschbahn direkt in das Wasserbecken hinab. Auch ein geistreiches Spielchen war dafür schnell erfunden. Der Kampf um die Wurst. Es galt, in halber Höhe die Fahrt möglichst zu bremsen und nach einer seitwärts aufgehängten Wurst zu haschen, wozu man sich seitwärts biegen mußte, zur Balance die Beine auf die andere Seite ausstreckend—da aber nun das Bremsen und der Griff nur in den seltensten Fällen gelangen, sauste der Betreffende immer in der urkomischen Stellung ins Wasser hinein.

Ach, dieses Gelächter!

Na, was von uns Menschen die Affen denken mußten, die dort oben in den Bäumen ihr Wesen trieben und unserem Treiben neugierig zuschauten!

Und ach, was wir mit diesen Affen der Freiheit alles angestellt haben, um sie in unsere Gewalt zu bekommen, nur um sie dann gleich wieder laufen zu lassen. Diese Fallen, die wir denen bauten, diese Schliche und Kniffe, die wir ersonnen, um sie zu überlisten! Ich will es nicht weiter ausführen.

Dagegen will ich hierbei erwähnen, daß wir keine Affen fingen oder schossen, um sie zu verspeisen. In Brasilien werden nämlich die Affen allgemein verzehrt. Ich hätte es nie fertig bringen können, und alle anderen teilten meine Ansicht, als wir uns einmal darüber unterhielten. Einen Affen schießen, um ihn auszu-

stopfen—ja, warum nicht, aber ihn am Spieß oder in der Pfanne zu braten—nee! Es hat doch eine verdammte Ähnlichkeit mit Menschenfresserei. So eine Affenhand, die man abschneiden muß, mit diesen Fingern—nee!

Ich habe mich später über diesen brasilianischen Geschmack näher orientiert, und da habe ich die doch sehr eigentümliche Entdeckung gemacht, daß wie die Eingeborenen nur die Portugiesen, die Spanier, die Italiener und die Franzosen den Affen, auch den menschenähnlichsten, unbekümmert mit dem größten Behagen verzehren. Bei allen Yankees, Engländern und Deutschen, die dort dominieren, ist der Genuß von Affenfleisch durchaus verpönt. Ich will daraus nicht gerade einen Schluß auf den Nationalcharakter oder vielmehr auf die Rasse ziehen, aber—es ist doch sehr merkwürdig.

Sehr auffallend ist es auch, daß auf den brasilianischen Märkten kein Affenfleisch tot oder lebendig feilgeboten wird. Die Affen werden nur so unter der Hand bezogen. Auch in den Hotels und den Restaurationen gibt es kein Affenfleischgericht. Also—so ganz richtig ist die Sache doch nicht, ein kleines Bewußtsein, daß etwas nicht in Ordnung ist, ist schon dabei!—

Dann weiter bauten wir eine Riesenschaukel, oder nur eine Trapezvorrichtung mit 15 Meter langen Seilen zum Abspringen ins Wasser.

Zwei schlanke Baumstämme wurden gefällt, oben durch Querbalken verbunden, unten im Sande gut verankert, mit noch besser verankerten Seilen, die durch Doppelgewinde angespannt werden konnten, absolut festgehalten. So etwas verstehen wir Seeleute doch. Und nun zwischen diesen Balken an 15 Meter langen Seilen das Trapez, über dem Kanal schwingend, und wenn man beim starken Schaukeln den höchstmöglichen Punkt erreicht hatte, so mußte man beim Abspringen gerade in die Mitte des tiefen Bassins kommen.

O, mit solch einer langen Springschaukel kann man etwas machen! Ich habe sie nur noch im Leipziger Elsterbad gesehen. Und einige von uns wurden bald Meister. Prachtvolle Sprünge! Aber sie alle waren bereits halbe oder sogar schon ganze Akrobaten. Doppelsaltos mit nachfolgendem Hechtsprung waren gar keine Seltenheit mehr.

Wenn wir einmal in einem Wettschwimmen ein Kunstspringen bestritten, da würde man ja mit den Argonauten etwas erleben!

Und wenn ich mir nun diese Kerls noch vor fünf Monaten vorstellte, wie sie damals über das niedrige Sprungseil hopsten! Und jetzt, wenn sie aus der Höhe einer dritten Etage mit ausgebreiteten Armen, stolz den Kopf zurückgeworfen, von dem Trapez abgingen!—

Ach, was wir alles bauten!

Das Auffinden eines hohlen Baumes, in dem ein Volk Bienen hauste, das uns seinen reichen Vorrat an Honig lassen mußte, gab Veranlassung zur Errichtung eines Backofens.

Honig und Backofen reimt sich ja nicht so ohne weiteres zusammen. August der Starke war es, der dieses Zusammenreimen sofort fertig brachte, obgleich er sonst durchaus keine poetische Ader hatte.

„Kinders, jetzt werde ich euch beweisen, daß ich nicht umsonst zwei Jahre als Bäcker und Konditor gelernt habe, jetzt werde ich euch einmal einen Honigkuchen backen!“

Illustration

Ein Backofen war ja an Bord vorhanden, für das ursprüngliche Kriegsschiff, dessen Offiziere doch immer Frischbrot haben wollen, sogar ein sehr großer, neben der Kombüse in einem besonderen Raume.

Aber es ist mit diesen Schiffsbacköfen immer eine dumme Sache. Sie müssen aus Eisen sein, direkte Feuerung haben, es geht doch nicht anders. Ja, das Frischbrot, das wir ab und zu bekamen, oder überhaupt so oft wir Appetit darauf hatten, stellte Meister Kännchen tadellos her. Aber es konnten nur kleine Brötchen sein, oder Dreipfundbrote, andere Dimensionen waren wie Kunstbäckereien darin nicht möglich, und der zweite Bootsmann hatte etwas ganz, ganz anderes vor.

Also wir bauten erst einen richtigen Backofen, gossen ihn in den Sand hinein, nämlich mit Zement, der in ziemlicher Quantität mit zur vorschriftmäßigen Schiffsausrüstung gehört, um etwa mit Zement und Werg ein Leck zu verstopfen. Man braucht ihn aber auch noch für andere Zwecke.

Also erst wurde mit Zement und Sand ein Fundament gegossen, auf der Sandbank, darüber mit Holzbrettern ein Gerüst gebaut, gewölbt, fünf Meter lang und vier Meter breit, mit kleineren Dimensionen wollte sich August der Starke nicht einlassen, und da mußte auch noch Spielraum vorhanden sein, um ein solches Kuchenblech bequem aufzunehmen, und über diesen Holzbau wurde nun die Decke gegossen, wieder mit einer Mischung von Sand und Zement. Zu unterst aber, die eigentliche Decke bildend, kam erst noch reiner Sand.

Wozu?

O, wir waren geniale Kerls! Wie wir uns das alles ausgediftelt hatten! Und wie das dann alles auch wirklich klappte!

Wir wollten nämlich die Sanddecke durch stärkere Hitze erst etwas schmelzen, damit später nichts auf den Kuchen herabbröckelte, mußten aber auch verhüten, daß der Zement wieder ausgebrannt wurde.

Doch mit solchen Kleinigkeiten will ich mich nicht einlassen, es waren noch andere Vorsichtsmaßregeln nötig.

Also jetzt den fertigen Ofen mit kleinem Holz beschickt, und wiederum mußte, um zuerst eine stärkere Hitze zu erzeugen, der Orgelblasebalg herhalten. Es klappte alles famos! Natürlich verbrannte auch das Holzgerüst mit.

Unterdessen wirkte August schon den Pfefferkuchenteig aus. Und wie der wirkte! Wie der mit dem kolossalen Teigbatzen herumfuhrwerkte, ihn in die Luft warf und wieder auffing! Und wie der Kerl dabei schwitzte!

„Aujust, Du hast nen Tropfen an der Nase hängen.“

„Stimmt, der muß rin, der gibt dem Nürnberger Lebkuchen erst den richtigen Leb, sonst geht he nich up!“

Dann den Ofen sich wieder etwas abkühlen lassen, wie August bestimmte, und auf einem Blech den Kuchen hineingeschoben, genau fünf Meter lang und vier Meter breit, so ungefähr ein Teppich, der ein ansehnliches Zimmer ganz ausfüllt.

Und wie das Ding nach einigen Stunden herauskam—Dunnerwetter, da erst staunten wir richtig! Jetzt erst sah man richtig, was das für ein Pfefferkuchen war bei einem Viertelmeter Dicke! Und wie famos der gelungen war! Wie fein braun lackiert!

Besonders die Patronin war einfach ganz weg vor Staunen.

Und dann hatte sie eine Idee. Der Kapitän war nämlich der einzige, der den Kuchen noch gar nicht gesehen hatte, auch nicht wie er als ausgerollter Teig hineingeschoben worden war.

Also die Patronin zog mich zur Seite.

„Waffenmeister—ich begehe eine große Indiskretion—einen Verstoß gegen die Bordroutine—aber ich kann nicht anders—morgen hat Kapitän Martin seinen Geburtstag, es steht doch in seinen Papieren—könnte der nicht den Riesenpfefferkuchen überreicht bekommen?“

Ei jawohl, ei gewiß, das wurde gemacht!

Allerdings nicht als Geburtstagsgeschenk. Daß dies nicht angängig war, das hatte ja schon die Patronin gesagt. Weshalb das nicht angängig war, das läßt sich nicht so leicht erklären, dazu muß man Seemann sein. Es geht eben gegen die Bordroutine, gegen den Schiffsanstand, dem Kapitän zu seinem Geburtstage zu gratulieren und ihm ein Geschenk zu überreichen. Es wird wohl überhaupt jeder einsehen, daß so etwas gar nicht möglich ist. Die Mannschaft kann doch nicht dem Kapitän, dieser unnahbaren Majestät, zum Geburtstage gratulieren. Wenn der erste Steuermann sein Neffe ist, so kann er seinem Onkel gratulieren, aber doch nicht dem Kapitän!

Aber zu machen war es—nur in anderer Weise. Der Koch oder sonstwer konnte für den Kapitän doch einmal etwas Besonderes backen. Es ließ sich auch noch etwas mehr daraus machen.

August wurde ganz Feuer und Flamme, als er das vom Geburtstag des Kapitäns erfuhr.

„Ei, da spritz ich was drauf, Jungens, ihr sollt mal sehen, wie euer Bootsmann spritzen kann, und zwar nicht nur zum Deckscheuern mit der Dampfspritze!“

Also er traf seine Vorbereitungen und spritzte, wie der Kuchen erkaltet war. Spritzte mit einem weißen Zuckerschaum. Spritzte auf den braunen Kuchen eine ganze Landschaft mit Sonne, Mond und Sternen. Aber die Hauptsache war eine Kommandobrücke. Und auf dieser Kommandobrücke war die Hauptsache ein Mann, in voller Lebensgröße, nur auf einem Bein stehend, das andere endlos lange Bein über das Geländer gehängt, beide Hände bis an die Ellenbogen in den Hosentaschen vergraben.

Na—großartig, kann ich nur sagen!

Unser Käpten, wie er lebte und lebte!

Man sah ihn förmlich seinen Tabak kleinkauen!

Und darunter die Widmung: Die Argonauten ihrem Kapitän.

So etwas war ja nun erlaubt. Da wäre sogar noch viel mehr erlaubt gewesen. Aber nur nicht so etwas wie vom Geburtstage anfangen! Das ist etwas rein Persönliches, das gehört nicht aufs Schiff. Wir hätten auch nicht seinen Namen darauf nennen dürfen. Mit dieser Unpersönlichkeit der Schiffsbesatzung hängt sogar das zusammen, daß es bei den Matrosen, wie ich schon einmal ausführte, nur den Vornamen gibt. Man fährt ein ganzes Jahr lang mit einem guten Kameraden zusammen, schließt innige Freundschaft, und man erfährt gar nicht seinen richtigen Namen. Ausnahmen gibt es natürlich immer, wie bei „unserem Hahn“.

Und nun bekam dieses Pfefferkuchengemälde noch einen mächtigen Rahmen aus Brezelgeflecht, mit Saffian und Ei fein goldgelb anlackiert!

Der Morgen des anderen, des großen Tages brach an. Die Jungens standen auf der Lauer. Hoffentlich wurde der Käpten heute nicht seiner Gewohnheit untreu. Aber er wurde es nicht. Kapitän Martin betrat des Morgens nie das Deck von seiner Kajüte aus, sondern erschien zuerst immer auf der Kommandobrücke, aus dem Kartenhaus heraustretend, zu welchem, wie schon einmal erwähnt, ein Gang und eine Treppe von den Kajüten aus führte.

So geschah es also auch heute bei Aufgang der Sonne. Kapitän Martin trat aus dem Kartenhaus, natürlich die Unterarme bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen, ging nach vorn an das Geländer—und richtig, auch heute hob er das linke Bein, legte es über das Geländer, bei der Länge dieser Beine nicht viel anders, als wenn ein anderer den Fuß auf einen Stuhl stemmt, um in dieser Stellung erst einmal Takelage und Himmel zu mustern.

In diesem Augenblick kamen zwölf Matrosen anmarschiert. auf jeder Seite sechs, zwischen sich auf Stangen den riesigen Kuchen tragend, auf der Blechtafel ruhend,

Illustration:

Wohl eine Minute blickte der Kapitän sein weißgezuckertes
Konterfei auf dem Riesenkuchen an und ein fröhliches Lächeln
umspielte seine Lippen.

und so richteten sie ihn vor der Kommandobrücke aufrecht hin, die Vorbereitungen dazu waren schon vorher getroffen worden, stellten den Kuchen etwas schräge auf, wie man ein Bild auf eine Staffelei setzt. Dann gingen sie wieder.

Die Kommandobrücke warf nicht allzuhoch, der Kapitän stand direkt seinem Ebenbild oder schon mehr Spiegelbilde gegenüber, nur daß es aus weißem Zucker war, sah sich in eben derselben Stellung, die er jetzt einnahm.

Wohl eine Minute blickte er bewegungslos sein weißgezuckertes Konterfei auf dem Riesenkuchen an, jetzt las er offenbar die Widmung, da nahm er die rechte Hand aus der Hosentasche, um sich kopfschüttelnd den Vollbart zu streichen, in Wirklichkeit aber wohl mehr, um sein lautloses Lachen auch nicht sehen zu lassen.

„Well, Bootsmann! Laßt das Ding mal in meine Kajüte tragen.“

Er ordnete selbst an, wo es aufgestellt werden sollte, aufrecht gegen die Wand. Seine Kajüte war der einzige Wohnraum, der den fünf Meter hohen Kuchen, durch den Rahmen noch etwas höher, in dieser Stellung aufnehmen konnte. Er hatte eben die Kapitänskajüte bekommen, die für den Kommandanten des ursprünglichen Kriegsschiffes bestimmt gewesen, der doch manchmal repräsentieren muß. Es war sehr schön von der Patronin gewesen, daß sie diesen besten Raum auch wirklich dem Kapitän überlassen hatte. Aber so war sie ja immer.

Die Patronin, Ilse und ich, wir drei waren die einzigen, die ihm dann zum Geburtstage gratulierten. Ich war ja als Kargo-Kapitän sein gleichgestellter Kollege, da war es etwas anderes.

„So freudig bin ich an meinem Geburtstage noch nie überrascht worden!“ konnte er dann als ganz gewöhnlicher Mensch zu uns sagen. „Und ich glaube, wenn ich König oder Kaiser wäre, ein imposanteres Geschenk könnte mir kein Fürst machen. Es sind doch Teufelsjungen!“

Er war wirklich ganz gerührt.

Heute dinierten wir drei bei ihm in seiner Kajüte, das Essen ging ja auf Rechnung des Schiffes, hierüber hatte er überhaupt frei zu verfügen, aber das Getränk dazu, Johannisberger Cabinet und Sillery, entnahm er seinem eigenen Proviantmagazine.

Und von der Mannschaft erhielt heute zum Mittagessen jeder eine Flasche Rüdesheimer, der erste Offizier sowohl wie der Schiffsjunge, ohne Erklärung wurden sie ausgestellt, respektive in der Offiziersmesse vor den Platz eines je-

den hingesetzt, nicht etwa „das ist vom Kapitän, weil er heute seinen Geburtstag hat, für den Pfefferkuchen“—um Himmels willen nicht!—und nicht etwa, daß ein Hoch ausgebracht werden durfte, auch nicht im engen Kreis der Offiziere. Es geht gegen die Bordroutine, dieses eherne Gesetz, obgleich es ungeschrieben ist.

Dieser Wein ging zwar aus der großen Schiffsproviantkammer, aus der speziellen Weinkammer, in der Batterie über Batterie lagerte, aber es war ganz selbstverständlich, daß ihn der Kapitän dann später bezahlte, ebenso wie am Abend den eisgekühlten Schwedenpunsch in beliebiger Menge.

Den Riesenpfefferkuchen verspeiste dann natürlich ebenfalls die Mannschaft, aber erst war er doch zwei Tage in der Kapitänskajüte aufgestellt gewesen, und sein Eigentümer hatte sich ein gutes Stück reserviert und ein anderes noch größeres in die Patronatskajüte geschickt.

Während wir vier in der Kapitänskajüte speisten, kam das Gespräch auf die Backerei im Besonderen und auf die Kocherei im Allgemeinen an Bord der Schiffe.

Da konnte ich auch ein Wort mitsprechen.

Ich kann nämlich auch kochen.

Und wie!

Ich bin einmal als Schiffskoch gefahren! Wenn auch nur 14 Tage lang.

Was ich damals erlebt habe, das erzählte ich und gebe es hier wieder.

Unser Hamburger Dampfer, 42 Mann Besatzung, hatte in Singapore Reis geladen. Ich war als Matrose darauf.

Wie wir früh abfahren wollen, fehlt der Koch. Ist vom Nachturlaub nicht zurückgekommen. In der letzten Studen wurde er gesucht, nicht gefunden—wir hatten keine Zeit mehr, ein anderer war nicht aufzutreiben—wir fuhren ohne Koch los. Einen Kochmaat, einen Küchengehilfen, hatte er nicht gehabt, war ohne den fertig geworden, auch ein solcher war nicht aufzutreiben gewesen, und das ist auch noch lange kein Schiffskoch.

„Wer von euch kann kochen?“ fragte der Kapitän..

Na, welcher Matrose kann denn nicht kochen!

Aber keiner trat mutig aus den Reihen.

Es ist eben eine eigentümliche Sache mit der Kocherei an Bord. Umsonst ist doch nicht der Schiffskoch derjenige Unteroffizier, der die höchste Heuer bekommt, so viel wie der zweite Steuermann, also wie ein voller Offizier.

Aus was für Verlegenheiten muß sich so ein Schiffskoch manchmal zu helfen wissen! Was bekommt der manchmal für Proviant und Zutaten geliefert, von der Reederei, die nichts weiter in den Augen hat, als den Aktionären möglichst viel Dividende zahlen zu können. Salzfleisch und Speck, dem man erst die blaue Farbe und den Geruch nehmen muß, wofür jeder Schiffskoch sein eigenes Geheimnis hat. Erbsen, die man eine ganze Woche lang ununterbrochen kochen kann, und die doch nicht weich werden. Dazu ist doppelkohlensaures Natron da. Aber das ist schon in den ersten Tagen verbraucht. Also wird tüchtig mit Soda nachgeholfen; denn weich müssen die Erbsen werden, es geht um die Ehre des Kochs. Der Sodageschmack muß aber wieder weggeschafft werden. Undsoweiter, undsoweiter.

Allerdings gilt das nur für Segelschiffe, die lange Reisen machen. Bei der Übernahme des Proviantes muß er ja tadellos sein, aber die faule Sache ist die, daß es noch kein Gesetz gibt, welches bestimmt, daß auch das bisherige Alter des Proviantes angegeben werden muß. Man weiß also nicht, wie lange sich das Fleisch, die Butter und alles andere halten wird.

Bei Dampfern ist das ja etwas ganz anderes. Die müssen aller 14 Tage einen Hafen anlaufen, wegen der Kohlen, und hat sich bis dahin schon eine Unreellität gezeigt, so wandert der schlechte Proviant über Bord, der Kapitän kauft neuen, dazu hat er das Recht. Oder ist er mit Aktienteilhaber und auch so ein Dividendenbruder, dann läuft ihm die Mannschaft davon und dieses Schiff bekommt so leicht keine andere!

Wir waren ganz ausgezeichnet verproviantiert.

Trotzdem meldete sich kein Matrose und kein Heizer, mochte er auch noch so gut kochen können.

Es ist und bleibt etwas Merkwürdiges bei der Schiffskocherei. Schon daß der Mann, der ja deshalb nicht gleich Unteroffizier wird, nur eine Zulage bekommt, von seinen bisherigen Kameraden nun fortwährend gehänselt wird. Nichts kann er recht machen, nur aus Scherz schikaniert man ihn in jeder Weise.

Ich kannte diese Verhältnisse—und kannte sie doch noch nicht so richtig.

Na, Georg, wenn sich niemand meldet—kannst Du denn nicht kochen?

Ich hatte allerdings noch nie gekocht.

Aber—bah!—was ist denn bei der ganzen Kocherei!

Ich hatte doch die Realschule absolviert, hatte ganz gute chemische Kenntnisse, auch in Bezug auf die Kocherei.

Und ich war doch überhaupt ein pffiffiger Junge.

Ich wußte, weshalb Soda, kohlen-saures Natron, die Erbsen weich macht, weshalb es doppelkohlen-saures Natron noch besser tut.

Ich wußte, daß man Fleisch, das man eben des Fleisches wegen verzehren will, gleich in kochendes Wasser bringt, weil da sofort das Eiweiß gerinnt, so eine undurchdringliche Kruste bildet, wodurch das innere Fleisch saftig bleibt, während man, wenn es sich um Fleischbrühe handelt, das Fleisch kalt ansetzt, es möglichst langsam erhitzt.

Ich wußte auch, worauf das Brotbacken beruht, weshalb durch Zusatz von Bierhefe der Teig aufgeht. Ich kannte auch die dazu nötige Temperatur. Und wenn ich einmal etwas nicht wußte, so brauchte ich ja nur in der Offiziersmesse in Meyers großem Konversationslexikon nachzuschlagen. Da stand alles, alles drin. Also konnte ich auch kochen und backen.

Denn einen anderen durfte ich deswegen nicht fragen, die hätten mir ja schöne Rezepte gegeben! Das wußte ich ebenfalls.

Kurz und gut, Rittersmann oder Knapp, Georg war es, der keck und verwegen aus den Reihen trat.

„Ick!“

Schön, das Heiligtum der Kombüse wurde mir überwiesen.

Es war in der achten Stunde, ich hatte gleich ans Mittagessen zu gehen.

Den Küchenzettel macht der Kapitän selbst. Ist er faul, dann macht er ihn gleich für die ganze Reise, jeder Wochentag wiederholt sich immer wieder; sonst schreibt er ihn für jede Woche einzeln vor.

Wie dem auch sei—für heute lautete der Speisezettel, wobei man bedenken muß, daß man im Hafen doch frisches Fleisch mitnimmt, wenigstens für einige Tage:

Mannschaft: Rindfleisch mit Bouillonkartoffeln

Unteroffiziere: und Eierkuchen mit Preiselbeeren.

Offiziersmesse: Bouillonsuppe, Rinderbraten mit Salzkartoffeln, Eierkuchen mit Preiselbeeren.

Kajüte: Dasselbe. Dazu Schöpsenkeule gebraten. Und Mischgemüse und Stangenspargel.

Ich ging an die Arbeit. Mit dem Abschneiden des Fleisches von den großen Stücken hatte ich gar nichts zu tun, das hatte der Steward zu besorgen, es mir zu liefern.

Vorher bewies ich noch, daß ich Kaffee kochen konnte. Ein feiner Kaffee! Auch für die Mannschaft. Ich hatte nämlich dem Stewart, als er einmal nicht hinsah, zwei Pfund extra gemaust.

Das Essen war tadellos! Ha, ich und nicht kochen können! Bei meiner Intelligenz! Es ist doch auch so einfach, ein paar Konservendosen aufzuknipsen und den Inhalt zu wärmen, für den Spargel Butter zu zerlassen und dergleichen, und nicht mehr Beschwerde hatte mir das Kochen und Braten des Fleisches gemacht.

Nur das Anrühren des Eierkuchenteiges hatte mir nicht recht gelingen wollen. Da waren Mehlklünkerchen und Mehlklumpen drinnen gewesen, die sich durchaus nicht herausquirlen lassen wollten; erst hatte ich sie alle einzeln zerdrücken wollen, erst mit einem Löffel, dann mit den Fingern, es schienen aber immer nur mehr zu werden—hieraus erkennt die kochkünstlerisch ausgebildete Leserin also ganz genau, daß ich nicht etwa nur ein Märchen erzähle—na, da goß ich das dünne Zeug ganz einfach durch ein Haarsieb und ließ die Klünkerchen und Klumpen über Bord verschwinden.

Dann aber sprachen mir die Offiziere auch ob der Eierkuchen ihre Bewunderung aus, wozu sie auch wirklich allen Grund hatten—nämlich weil ich statt der vorgeschriebenen Salzkochbutter zum Backen die feinste Kapitänskajütenspeisebutter verwendet hatte—das war mir doch ganz egal!—und ebenso hatte die Mannschaft noch nie solche Bouillonkartoffeln gehabt, nämlich weil ich aus der Proviantkammer außer des Kaffees auch noch eine Pfunddose Liebig's Fleischextrakt gemaust und sei zur Verbesserung der Fleischbrühe verwendet hatte.

Am nächsten Mittag gab es für die Mannschaft wiederum Rindfleisch—der mitgenommene halbe Ochse mußte unter diesen Breiten doch möglichst schnell aufgegessen werden—diesmal aber mit Reis.

Ich schicke voraus, daß der Koch alles, was er braucht, vom Steward in beliebiger Menge fordern kann. Nur das Fleisch und die Luxussachen wie Kaffee und dergleichen werden ihm zugewogen. Von den Hauptnahrungsmitteln, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Mehl, kann der Koch, wenn sie ihm nicht gleich offen stehen, vom Steward so viel fordern wie er will, der Steward hat es ihm einfach herauszugeben.

Wieviel ich für die 42 Mann Reis brauchte, das auszukalkulieren war also jetzt meine Sache. Da durfte ich auch niemanden fragen, sonst hätte ich mich doch blamiert.

Na, wieviel Reis brauchte ich wohl für die 42 Mann? Wieviel kann der einzelne Mann essen? Von Kartoffeln hatte ich gestern pro Kopf zwei Pfund genommen. Und da war gar nicht so viel übrig geblieben. Auf dem Schiffe wird ja tüchtig „geschafft“. Reis ist natürlich etwas ganz anderes als Kartoffel. Sagen wir also: pro Kopf ein und einviertel Pfund Reis. 42 mal 1,25 ist 52,50. Aber Kapitän und Offiziere essen weniger Reis, weil sie noch anderes bekommen. Also sagen wir rund 50 Pfund, einen halben Zentner.

Und ich gehe hin zum Steward und verlange einen halben Zentner Reis.
„Wozu?“

„Na wozu!“ schnauze ich den dämlichen Kerl an. „Weil es heute Reis gibt! Oder 50 Pfund sind wohl für 42 Mann zu viel, was?! Ich soll die Leute wohl hungern lassen, wie?!“

Der Steward sagte nichts mehr.

Mißt mir dieses infame Biest von Steward in aller Seelenruhe 25 Liter Reis zu, zeigt mir auf der Waage, daß es sogar noch mehr als 50 Pfund sind. Grinst nicht einmal dabei!

Ich rücke mit meinem halben Zentner Reis ab, und wie es so weit ist, nehme ich einen Dreißiglitertopf, schütte den Reis hinein und fülle Wasser nach. Es stand noch eine gute Schicht Wasser darüber. Die See war glatt wie ein Spiegel, unser Dampfer gondelte wie auf einem Teiche. Daß der Reis etwas quoll, konnte ich mir denken, ich hatte doch die Realschule besucht und war überhaupt ein intelligenter Bursche. Deshalb eben ließ ich noch eine gute Wasserschicht darüber stehen, damit der Reis sich ausdehnen konnte.

Der Topf steht überm Feuer.

Und jetzt beginnt die Tragödie.

Ja, der Reis dehnt sich aus; denn das war kein Quellen mehr.

Ich fange an, mit dem großen Löffel zu schöpfen, fülle einen anderen Topf voll.

Und wie ich den dritten Topf voll Reis fülle, da bekomme ich es aber doch mit der Angst zu tun.

Je schneller ich schöpfe, desto schneller quillt das Teufelszeug in die Höhe.

Ich habe schon sämtliche Töpfe meiner Kombüse mit Reis angefüllt und sehe noch kein Ende dieser Quellerei.

Und, weiß der Teufel, ich habe auch gar keine Gelegenheit, den Reis über Bord zu schütten! Gerade haben die Matrosen auf beiden Seiten meiner Kombüse an Deck zu tun. Nicht etwa, daß sie mir in die Kombüse geguckt hätte. So etwas gibt's ja an Bord nicht! Aber—ich hatte eben keine Gelegenheit, den Reis über Bord verschwinden zu lassen; denn gesehen durfte das nicht werden.

Und in dem Kochtopf überm Feuer mehrt sich's und mehrt sich's! „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären.“

Denn ich mußte doch auch immer noch Wasser nachgießen! Dabei aber mußte ich mich aber beeilen, um nur gleich wieder zu schöpfen, schöpfen, schöpfen!

Ich schwitzte Todesangst. Jetzt war auch schon der Backtrog mit Reis angefüllt. Die Aufwaschbalje schon längst. Und ich brauchte doch noch andere Töpfe für die sonstige Kocherei.

„Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt—“

Der Reis quoll nicht mehr. Ich will hierbei bemerken, falls ein Leser die Sache noch nicht kennt, daß der Soldat im Manöver, wenn der selbst abkocht, eine kleine Kaffeetasse voll Reis zugemessen bekommt, das gibt eine gar ansehnliche Portion, so ein Manöversoldat hat doch Hunger! Und ich hier mit meinem halben Zentner, pro Kopf mehr als einen halben Liter!

Ja, nun hatte ich aber keine Töpfe mehr. Und noch immer keine Gelegenheit, den Reis über Bord zu schütten. Doch ich wußte mir zu helfen, Und das ist immer die Hauptsache.

Ich hatte meine langen Seestiefeln an, die zog ich aus, füllte sie bis an den Rand mit dem Luderzeug, setzet sie in den Verschlag. So, nun hatte ich die nötigen zwei Töpfe frei. Solche Seestiefeln fassen doch etwas.

Das Mittagessen ging gut vorüber. Nur meine Angst und Sorge nicht. Ich mußte mich doch des überflüssigen Reises entledigen, und jetzt stand gerade der Käpten auf der Brücke. Ach, was mir die vielen Reistöpfe, die ich natürlich versteckt hielt, für Sorge machten.

Da kam ein Matrose, wie es so manchmal geschieht, mit seiner Kumme an, seinem Eßnapf.

„Du, Georg, häst nich noch en bäten Reis?“

Ja, konnte er kriegen.

Da kam ein zweiter Matrose an.

„Du, Georg, häst nich noch en bäten Reis for mi?“

Mir wollte eine kleine Ahnung aufgehen—aber ich ließ sie nicht aufkommen. Der Kerl war ja auch ganz ernst. Ja, er konnte noch Reis bekommen, es war noch etwas vorhanden.

Und kaum ist der Matrose fort, da sehe ich einen Schiffsjungen angewatschelt kommen, trägt vor sich am Bauche eine mächtige Waschbalje, so eine kleine Badewanne.

Das heißt—jetzt bleib es aber nicht nur bei der Ahnung—ich spuckte schon in die Hand.

So kam der Junge heran. Es war ein Binnenländer.

„Sie möchten doch so freundlich sein,“ begann er in seiner höflichen Weise, freilich etwas ängstlich, „und den Matrosen noch diese Balje voll Reis füll—“

Quatsch, hatte der liebenswürdige Jüngling eine von mir drin!

Will mich der verfluchte Bengel veralbern!

Der arme Junge!

Der konnte doch gar nichts dafür, der war doch geschickt worden, mußte ja gehorchen.

So ist es aber nun einmal in der Welt. Gewöhnlich muß es ein Unschuldiger ausbaden.

Und wir sind alle einmal Schiffsjunge gewesen.

Dann wurde ich meine Sintflut von Reis in anständiger Weise los.—

Das war die schwierigste Situation in meiner vierzehntägigen Kombüsenkunst gewesen. Wie ich in einem Dreißigliterkessel 25 Liter Reis kochen wollte!

Ich richtete mich immer mehr ein. Nur die Erbsen habe ich noch einmal angebrannt, was aber jedem Koche passieren kann, zumal wenn man die Töpfe nur ein Viertel voll füllen darf, mit ihnen herumbalancieren muß, weil das Schiff wie ein toller Ziegenbock tanzt.

Bei dieser Gelegenheit machte ich noch einen guten Witz, wenigstens einen für ein Schiff, der auch vom Kapitän stark belacht wurde.

Also ich hatte die Erbsen anbrennen lassen. Nicht sehr, aber es war doch zu schmecken. Nun ging ich aber gerade einmal ins Mannschaftslogis. Da gab es bei mir keine Feigheit.

„Na, Jungens, schmecken die Erbsen?“

Natürlich schmeckten sie nicht. Aber mir zu sagen, daß sie angebrannt wären, das tat keiner, dazu waren diese Matrosen zu anständig, weil es eben jedem passieren kann, daß er die Erbsen einmal anbrennt.

Anderes freilich bekam ich genug zu hören. Denn daß sie mit dem Essen zufrieden sind, das ist unmöglich, gerade wenn's ein Kamerad bereitet hat, der sich als Koch hervorgedrängt hat. Sie schimpften auf etwas, was gar nicht vorhanden war.

„Die Suppe ist ja viel zu heiß! Wie kannst Du uns nur so eine glühende Suppe schicken, Georg!“

„Und so versalzen! Total versalzen!“

Aber es waren auch einige darunter, die mich lobten, ausnahmsweise—eben gerade deshalb, weil die Suppe angebrannt war.

„Nee, die Erbsensuppe schmeckt ganz gut.“

In diesem Augenblick, wie ich dieses dreierlei Urteil hörte, bekam ich eine Idee.

Schnell ergriff ich eine Pütze, einen Holzeimer, füllte ihn an der Frischwasserpumpe, war sofort wieder zurück, goß die ganze Pütze in die mächtige Schüssel hinein.

„So, Jungens. Wem die Suppe vorhin zu heiß gewesen ist, dem ist sie nun nicht mehr zu heiß; wem sie zu salzig gewesen ist, dem ist sie nun nicht mehr zu salzig; und wem dieser angebrannte Fraß vorhin geschmeckt hat, der wird auch jetzt nichts daran auszusetzen haben.“

Da hatte ich die Lacher auf meiner Seite.

In Suez bekamen wir einen zünftigen Schiffskoch an Bord.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

In der sechsten Nacht, in der wir auf der Sandbank lagen, gleich nach Sonnenuntergang, hörten wir ein merkwürdiges Geräusch, ein Klappern und Raseln, das sich immer mehr verstärkte, ganz unheimlich wurde.

„Die Arraus kommen, um ihre Eier zu legen!“ erklärte Sennor Estrada sofort. „Da sehen Sie auch, daß wir in 40 oder ganz genau in 41 Tagen wieder Hochwasser haben werden.“

Wir hatten uns über diese Schildkrötenart, die im Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen die zahlreichste und für den Menschen wichtigste ist, in Büchern schon zur Genüge orientiert, zumal in Alfred Brehms unvergleichlichem »Tierleben«, diesem erhabenen Denkmal in der zoologischen Literatur, welches alle anderen Nationen viel mehr anstaunen als die deutsche.

Die Arrau, die wir in einzelnen Exemplaren schon oft genug gesehen und gefangen und verzehrt hatten, hat im ausgewachsenen Zustande eine Panzerlänge von 50 Zentimetern bei einem Gewicht von 50 Pfund, wobei aber zu bedenken ist, daß Schildkröten sehr alt werden, also auch sehr langsam wachsen. Immerhin, wir hatten solche großen Tiere schon oft genug gesehen.

Sonst einzeln lebend, vereinigen sie sich zum Eierlegen zu massenhaften Scharen. Wann dies geschieht, ist nach der Gegend ganz verschieden, hängt mit der Regenzeit zusammen, die aber eben in dem ungeheuren Amazonasgebiete, wozu noch das des Orinoko kommt, ganz verschieden ist. Jedoch wird der Termin in jeder einzelnen Gegend ganz genau eingehalten, eben wieder wegen der Regelmäßigkeit der Regenzeit. In Essequibo am unteren Orinoko legen sie ihre Eier in der Nacht vom 28. zum 29. Januar, am oberen Orinoko am 28. März, in den Gegenden des Amazonenstromes fallen die Legezeiten in die Monate Oktober und November.

Wir befanden uns in der Mitte, daher fingen sie hier im Juni an. Dabei werden immer wieder dieselben Sandbänke oder Sandinseln aufgesucht.

Nun allerdings kann sich die Regenzeit oder das Kommen des Hochwassers verschieben, sich auf viele Tage verzögern.

Das kann der Mensch vorher nicht wissen. Aber eine Arrauschildkröte irrt sich niemals. Vierzig Tage nach dem Eierlegen setzt ganz bestimmt die Regenzeit ein!

Woher sie das so ganz genau berechnen kann? Das wissen wir nicht. Wir sprechen etwas von einem „Instinkt“, ohne zu wissen, was Instinkt ist.

Es ist die Sorge um ihre Brut, welche die Mutter genau instruiert, wann sie die Eier abzusetzen hat, auf daß so wenig als möglich vernichtet werden, anderen Tieren zur Beute fallen.

Dieses mächtige Tier, wenn auch nicht gerade eine Riesenschildkröte, hat außer den Menschen wenig Feinde zu fürchten. Ab und zu wendet einmal ein Jaguar eine um, reißt ihr durch Tatzenschläge das untere Schild ab, frißt sie. Das muß aber ein sehr starker Jaguar sein, und der findet in diesen Wäldern andere Beute genug, als daß er sich öfters solche Arbeit macht.

Anders ist, wenn nach genau 40 Tagen—alle Vögel haben doch auch so eine regelmäßige Ausbrützeit—aus dem heißen Sande die kleinen Schildkrötchen hervorkriechen, der zukünftige Panzer nur erst aus einer gallertartigen Masse besteht. Auch die anderen Tiere kennen diesen Termin genau, sie lauern schon einige Tage vorher auf diesen Leckerbissen, alle Raubtiere der weitesten Umgebung versammeln sich an der Brutstelle, Tausende von Wasserschweinen, und nun gar die zahllosen Vögel, und alle wollen sich mästen.

Es sind Millionen und aber Millionen von kleinen Schildkrötchen, die innerhalb von etwa sechs Stunden gleichzeitig ausschlüpfen, sie würden dennoch sämtlich vertilgt werden, wenn nicht während dieser Zeit das Hochwasser käme, das sie schützend aufnimmt.

Es ist wunderbar! Unerklärlich! Da kann eben der Mensch nur staunen.

Allerdings wenden sich die kleinen Tierchen ja sofort dem Wasser zu. Aber bei Trockenheit ist der Weg doch manchmal weit. Nur durch die Hochflut entgehen die meisten dem Tode.

Und wie sich die ausgeschlüpften Schildkrötchen sofort dem Wasser zuwenden, das ist überhaupt auch so eine ganz rätselhafte Sache!

Wir haben mehrmals das Experiment wiederholt, das Humboldt und Schomburgk gemacht haben.

Als es bald zum Auskriechen war, nahmen wir Eier und vergruben sie anderswo. Auf der einen Seite waren es 28 Meter vom Wasser entfernt, auf der anderen 33 Meter, also nur 5 Meter Unterschied, und der Wind kam von der weiteren Strecke her. Außerdem war es so eingerichtet, daß die kürzere Strecke nach der anderen Richtung lag, als die der Haupttrupp auf dem großen Brutplatze nehmen mußte, so daß also kein suggestiver Muttergedanke in Betracht kommen konnte.

Als nun die Tierchen auskrochen, eilten sie sofort auf der kürzeren Strecke zum Wasser!

Wer sagte ihnen denn, daß es dort nur 28 Meter weit waren? Wittern konnten sie das nicht. Dort strich der Wind hin! Da hätten sie viel eher das Wasser aus 33 Metern Entfernung wittern müssen.

Nun ging der Haupttrupp aber nach Westen, diese Tierchen hier gerade entgegengesetzt nach Osten!

Man soll doch ja nicht von *Instinkt* sprechen! Hier liegt etwas vor, was der Mensch mit aller philosophischen Spekulation nicht enträtseln kann und niemals enträtseln wird!

Das Gelb der Eier, über die ich nachher noch sprechen werde, besteht der Hauptsache nach aus einem Öl, das einen wichtigen Handelsartikel bildet. Nach der Menge Öl, die ein Brutplatz ergibt, kann man nun berechnen, wieviel Schildkröten auf solch einer Sandbank in einer einzigen Nacht zusammenkommen, wobei man freilich auch wissen muß, wieviel Eier die Arrau legt.

Im Durchschnitt 100 Stück. Junge Tiere 50, ältere bis 150. Noch genauer hat es Schomburgk durch zahllose Untersuchungen berechnet. Im Durchschnitt 116 Stück.

Die Berechnungen der ganzen Eiermenge nach dem gelieferten Öle sind während vieler Jahre an drei verschiedenen Brutplätzen vorgenommen worden, auf den drei Insel Cucurapuru, Uruanu und Pararama.

Wir nehmen die Insel Uruanu am Orinoko heraus als diejenige, welche das wenigste Öl liefert.

Diese Insel ergibt im jährlichen Durchschnitt rund tausend Krüge Öl. In der sandigen Umgegend, also nur Uferstrecken, werden weitere 4000 Krüge zusammengebracht. 200 Eier ergeben eine Weinflasche voll Öl, auf einen Krug gehen 25 gewöhnliche Weinflaschen. Also kommen auch wieder 5000 Eier heraus, die zu einem Krüge, wie er im Handel üblich ist, nötig sind. Also müssen dort 250.000 Schildkröten zusammenkommen, keine unter 35 Zentimeter groß, in einer einzigen Nacht! Denn mit Sonnenaufgang ist keine mehr zu sehen.

Diese Art von Berechnung ergibt aber ein Resultat, das noch weit, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt! Vor allen Dingen kommen die „nährischen“ Schildkröten in Betracht, die noch jungen, unerfahrenen Mütter, welche zuletzt drankommen und sich dann so ungeschickt benehmen, es besonders mit dem Eierlegen dann so eilig haben, weil sie sich durchaus nicht vom Tage überraschen lassen wollen, daß sie mindestens ein Drittel der in den schon vorhandenen Löchern befindlichen Eier, auf diese ihre Schicht legend, zerbrechen, dann auch noch beim Wiederscharrren der Löcher, was diesen „nährischen“ Arraus überlassen bleibt, während das kunstvolle Aufgraben die alten Mütter besorgen.

Und was nun während dieser Zeit von den herbeigeströmten Indianern an Eiern verzehrt wird! Und wie die während des Ölauskochens mit den Eiern verfahren, was da noch nutzlos zerbrochen wird!

Schomburgk schätzt wohl richtiger die Zahl der Arraus, die bei Uruanu jährlich zum Eierlegen zusammenkommen, in einer einzigen Nacht auf mindestens 430.000 Stück.

Dabei sind die Brutplätze gar nicht so groß. Zu 100 Krügen Öl gehören in normaler Weise eine Ausbeute von 400 Quadratmetern. Die müssen also 500.000—nein, mindestens 800.000 Eier enthalten, wozu also 8000 Schildkröten nötig sind. Die quetschen sich also auf diesem Raume zusammen. Das heißt, die kommen innerhalb der 12 Nachtstunden hier angerückt. Da müssen aber doch nun erst die tiefen Löcher gegraben und dann auch wieder zuge-scharrt werden! Von dieser Wimmelei kann man sich gar keine Vorstellung machen. Da hüten sich auch die Jaguare, wie die Menschen. Wer unter dieses Gewimmel kommt, der wird selbst in dem weichen Sande zermalmt oder einfach erstickt.

Die Löcher haben oben einen Durchmesser von etwa einem Meter und sind, von der ursprünglichen Oberfläche der Sandbank an gerechnet, 60 Zentimeter tief. Mehrere Schildkröten graben zusammen ein Loch, mit den Hinterfüßen schaufelnd, sich dabei immer im Kreise drehend, und dabei benetzen sie den Sand mit ihrem klebrigen Harn, wodurch es kommt, daß die Löcher auch unten breiter sind, als es sonst das Gefälle des trockenen oder etwas feuchten Sandes erlaubt. Die Eier werden mit den Hinterfüßen abgestrichen und ein Ei neben das andere geordnet. Durch das Zuscharrren muß sich ja die ganze Stelle erhöhen, so daß jetzt die unterste Schicht einen Meter unter der Oberfläche liegt.

Dann ist die ganze Sandbank wieder völlig glatt. Weshalb die Tiere der Nachbarschaft, die das Eierlegen beobachtet haben, die Eier nicht ausgraben, um sie zu fressen, das ist wiederum so ein unergründliches Rätsel in der Natur. Diese Eier der Arrau schmecken köstlicher als Kibitzeier. Für den Menschen. Für die Raubtiere wohl nicht. Aber warum nicht? Die fressen doch sonst alles, was nur zu fressen ist. Und nun gar die Wasserschweine! Nein, sie gehen nicht an diese Eier, sonst würden die ja auch alles, alles vernichten! Erst wenn die Brut auskriecht, dann geht die allgemeine Jagd lustig los. Daß die „nährischen“ Schildkröten in ihrer Unerfahrenheit so viele Eier zerbrechen, das dürfte wohl auch von der Schöpfungskraft Berechnung sein, die Suppe, die von oben nach unten dringt, ist zum Gedeihen der unversehrten Eier eben nötig.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Unser Prospektador war in dieser Gegend wie zu Hause, aber daß die Arraus hier ihre Eier ablegten, das hatte er noch nicht gewußt!

Denn daß die Schildkröten nur zufällig dieses Jahr einmal hierher kamen, das war ausgeschlossen. Sie halten immer dieselben Brutplätze ein und werden es so lange tun, so lange es noch eine Arrau gibt. Wo sie geboren worden ist, dahin kehrt auch die Arrau zum Brutgeschäft zurück, und ist das aus irgend einem Grunde nicht mehr möglich, so geht sie eben selbst zugrunde.

Nun, der Spanier kannte eben nur die befahrbaren Wasserstraßen, die Chinakulturen und dergleichen Hauptplätze, die ihn interessierten, sonst auch weiter nichts.

Das war aber hieraus nun auch gleich zu bestimmen, daß es hier in der Umgebung gar keine Indianerstämme gab oder daß diese ebenfalls nichts von diesem Brutplatz wußten, sonst wären die schon hier gewesen und hätten auf die Schildkröten gelauert.

Also es klapperte und rasselte und krachte, und der Spanier hatte uns die Erklärung gegeben.

„Können wir die Tiere in der Nähe beobachten?“ war unsere erste Frage.

„Gewiß. Die lassen sich durch nichts verscheuchen oder beirren. Sie können sie beleuchten. Nur die Sonne darf sie nicht überraschen.“

Die erste Sichel des Mondes und die Sterne verbreiteten doch nur ein schwaches Licht, wir nahmen Lampen mit, auch den elektrischen Scheinwerfer durften wir einstellen und taten es.

Die Strecke, auf welcher sich die Arraus beim Eierlegen vom Ufer entfernen, beträgt immer 40 Meter. Also diese ganze Strecke vom Wasserrande an wird in Angriff genommen.

Oben am Oberlaufe des Madeira, der noch in Bolivia entspringt, oder oben am Orinoko, es sind immer 40 Meter, die sich die Arraus vom Wasser entfernen. Weiter gehen sie nicht. Als hätten sie ein Meßband bei sich. Wenn man auch nicht gerade mit einem halben Meter rechnen darf.

Wir sahen die Schildkröten schaufeln und Eier legen, wie ich es schon beschrieben habe; wenigstens bei den äußersten konnte ich es beobachten. Aber auch die wurden schon fortwährend verdrängt, richtig zu beobachten war nichts. Und alles andere nun vollends ein unentwirrbares Gewimmel. So war es auf unserer Sandbank, so war es allüberall auf den anderen sandigen Uferstrecken, so weit der Blendstrahl reichte, so weit wir die Ufer abschreiten konnten. Das Wasser zu gewinnen, um es etwa mit dem Boote zu befahren, das war jetzt rein unmöglich. Über die Panzer hinwegzuschreiten, das war leichter ge-

sagt, als getan. Wer unter diese Tiere geriet, von denen gar viele einen halben Zentner wogen, der war einfach verloren.

Wir sahen die ganze Nacht zu. Deutlicher konnten wir beobachten, wie kurz vor Tagesanbruch die „nährischen“ Arraus als die letzten, kleinere Exemplare, eben jüngere Schildkröten, auch ihre Eier ablegten, mit ungemeiner Hast, die unteren Eierschichten und ihre eigenen zerbrechend, und dann die Löcher zuschaukelnd, diesmal mit den Vorderpfoten, wobei sie sich nun wieder ungemein ungeschickt benahmen. Sie harkten und harkten, bis der aufgewühlte Sand wieder völlig eben war, als wenn soeben erst das Wasser abgelaufen wäre.

Als die Sonne aufging, war auch die letzte wieder in den trüben Fluten verschwunden.

Wir Menschen bewiesen uns als die größten Raubtiere dieser Erde, indem wir uns sofort über die Eier hermachten, sie wieder ausgruben. Na, wir wollten sie doch wenigstens kosten. Und da muß man sich beeilen; denn schon am dritten Tage ist es vorbei, da hat sich der Embryo bereits zu entwickeln begonnen.

Die kugelförmigen Eier sind kleiner, als man sie so einem großen Reptil zutraut, nur etwas größer als Taubeneier. Das Eiweiß ist grünlich, das Dotter orangegelb. Sie schmecken ungekocht wie gekocht ganz vorzüglich, deliziös. Übrigens bringt das Kochen keinen Unterschied hervor. Beide Dotter bleiben flüssig. Sie gerinnen erst bei höheren Temperaturen, wie beim Braten in Butter, und dann will es nicht mehr so gut schmecken. Trotzdem werden die Eier allgemein gekocht, nämlich um sie länger aufbewahren zu können, weil dadurch natürlich die Lebenskraft getötet wird.

Mit diesen gekochten, aber auch mit den rohen Arrau-Eiern spielen die Kinder in Brasilien allgemein Ball. Es sind richtige Gummibälle. Wenn man sie auf die Erde haut, springen sie hoch empor. Es ist eine Kalkschale, aber eine ganz andere als bei Vogeleiern, äußerst elastisch.

Nun aber zerbrechen die letzten Schildkröten doch so viele Eier. Wie kommt das bei solcher Härte und Elastizität? Nun, zuerst sind die Schalen eben viel weicher, sie erhärten erst mit der Zeit, oder aber, glaube ich, eben die Suppe der zerbrochenen Eier ist nötig, den anderen diese Härte zu geben, da kommt eine neue chemische Verbindung zustande.

Daß man diese Eier als Gummibälle benutzen kann, das hat freilich eine Zeitgrenze. Bald springen sie beim Aufschlagen, und dann verbreiten sie regelmäßig einen fürchterlichen Gestank, der Geruch eines faulen Hühnereies ist dagegen noch Odeur zu nennen, wie wir zu unserem Leidwesen—oder aber Belustigung—noch oft genug erfahren.

Nun bereiteten wir uns aber auch Schildkrötenöl, dem besten Olivenöl gleichkommend, nur zu eigenem Bedarf; ein Geschäft ließ sich daraus nicht machen, denn für den ganzen Krug allerbesten Öls, zwischen das keine verdorbenen Eier gekommen sind, werden von den Händlern nur zehn Franken gezahlt—hierbei wird wieder einmal nach französischem Gelde gerechnet—wozu also ungefähr 5000 Eier nötig sind. Nein, da konnten wir bei unseren Arbeitslöhnen nicht auf die Kosten kommen. Gemacht wurde es natürlich dennoch, eben für den eigenen Verbrauch. Wir machten es so, wie es in den Büchern geschildert wird, welche Fabrikationsmethode von Sennor Estrada auch bestätigt wurde.

Eine höchst einfache Manipulation. Die ausgegrabenen Eier wurden in irgendwelche Bottiche geworfen, die Eingeborenen nehmen dazu gleich ihre Boote, und mit Keulen zerstampft. Es schadet nichts, wenn auch Sand dazwischen kommt. Nur vor faulen Eiern muß man sich hüten, die es jetzt ja aber noch gar

nicht geben konnte. Das Öl, aus dem also fast das ganze Eigelb besteht, sammelt sich oben, wird abgeschöpft und in eisernen oder tönernen Gefäßen gekocht. Je länger man es kocht, desto haltbarer wird es, doch hat ein längeres Kochen als sechs Stunden keinen Zweck mehr. Dann ist es fast wasserklar, nur mit dem Anfluge eines gelben Scheines, der von dem eigentlichen Dotter kommt, vollkommen geruchlos und von einem höchst angenehmen Geschmack. Besonders zum Braten ist es vorzüglich geeignet, kann da wie Butter verwendet werden, während Olivenöl da doch nicht etwa ein Ersatz ist.

Da wir hier nun einmal von Öl und Butterersatz sprechen, will ich gleich ein chinesisches Rezept angeben, wie man sich auf eine höchst merkwürdige Weise ein vortreffliches Salatöl bereiten kann, das beste Olivenöl an Wohlgeschmack übertreffend. Unser chinesischer Schiffskoch hat es uns später noch oft genug vorgemacht. Manche Hausfrau dürfte mir dafür dankbar sein, aber auch der Chemiker sollte das Experiment einmal nachprüfen, denn es ist ein chemisches Rätsel dabei.

Man schmilzt über hellem Feuer Gänsefett und gießt unter ständigem Umrühren eine gleiche Menge gewöhnliche, frische Kuhmilch dazu. Auf zwei Pfund Fett ein Liter Milch. Dieses trübe Gemisch läßt man mehrmals aufwallen, es immer einmal vom Feuer nehmend. Plötzlich, nach dem vierten bis sechsten Aufwallen, verwandelt sich die trübe Emulsion von Fett und Wasser, wird klar wie gelber Wein. Nun auf weiße Flaschen abziehen und diese einige Tage der Sonne aussetzen. Je länger dies geschieht, desto haltbarer wird das Öl. Es muß überhaupt immer wieder einmal den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, dann scheint die Haltbarkeit unbegrenzt zu sein. Zum Braten ist es weniger geeignet, gibt aber das feinste, wohlschmeckendste Salatöl.

Wie kommt es, daß die trübe Emulsion plötzlich weinklar wird? Daß sich das Fett mit dem Wasser der Milche verbindet? Daß sich die Milchsäure nicht mehr bemerkbar macht? Daß sich die Eiweißstoffe der Milch nicht mehr zersetzen? Daß die Haltbarkeit gerade durch die Sonnenstrahlen befördert wird, die doch sonst die Zersetzung der Milch und das Ranzigwerden des Fettes erst einleiten? Hier ist eben eine neue chemische Verbindung entstanden, mit der sich unsere Chemiker wohl noch gar nicht beschäftigt haben.—

„Würden Sie,“ fragte Sennor Estrada gleich am ersten Tage dieser Eierausbeute, „den Cascarillos nicht einige Tausend Eier hinbringen? Sie können Ihnen ein höchst angenehmes Gegengeschenk machen.“

Gut, auch ohne Hoffnung auf dieses Gegengeschenk waren wir gerne bereit, den Wunsch zu erfüllen. Der Prospektador erklärte weiter, daß die Chinakultur nur zwei Stunden Bootsfahrt entfernt sei, was aber in diesem Wald- und Wasserlabyrinth eine entlegene Welt zu bedeuten habe; nur durch einen wunderbaren Zufall könnten sich die beiden Parteien finden, und er möchte nicht, daß die Rindenschäler von ihrer Arbeit abgehalten würden; übrigens sollte diese Brutstelle unser Geheimnis bleiben.

„Unser Geheimnis?“ wiederholte Kapitän Martin. „Wir sind doch später gar nicht imstande, diese Brutstelle wieder aufzufinden, wenn Sie uns erst wieder hinausgebracht und dann verlassen haben.“

„Doch, ich werde Ihnen auf der Rückfahrt die Mittel angeben, wie Sie den Weg immer wieder zurückfinden können, dann erst werden Sie auch begreifen, weshalb ich Ihnen nicht schon auf der Herfahrt diese Merkzeichen angeben konnte. Erst auf der Rückfahrt ist es möglich.“

„Ach, das wäre ja herrlich, wenn wir ab und zu wieder herkommen könnten!“ jubelte die Patronin sofort, und so dachten auch wir.

Ja, wir hatten diese Sandbank im Urwald bereits über alles lieb gewonnen, und es ist doch auch so schön, in der Welt hier und da ein Plätzchen zu kennen, von dem sonst „niemand nichts weiß“. Gerade durch diese Heimlichkeit ist es ja so schön.

Zuerst gingen wir sofort an die Eierkocherei für die Rindensammler, gegen 200 Mann, die dann ja auch eine gute Portion Eier verzehren konnten.

Als Kochgefäß benutzten wir gleich den Kessel des Donkeys, der etwas über einen Kubikmeter Wasser faßte, und so konnten wir uns leicht berechnen, daß dann ungefähr 30.000 solche taubeneigroße Eier hineingingen.

Das war ja eine tüchtige Arbeit, die auszugraben, herbeizubringen und aufzuschichten, aber es waren eben wiederum 70 Paar Hände, die von einem Kopfe gelenkt wurden. Schon nach wenigen Stunden konnte der Kubikmeter Eier mit kaltem Wasser gekühlt und zum großen Kutter geschafft werden, der unterdessen schon zu Wasser gebracht worden war.

Ehe ich die Expedition schildere, will ich etwas über den Urwald sagen. Das ist freilich eine sehr schwierige Sache. Gewisse Schriftsteller, besonders solche, die Jugenderzählungen schreiben, machen es sehr klug, wenn sie immer einfach nur vom „Urwald“ sprechen, dann haben Sie es auch sehr leicht, einige nähere Schilderungen zu geben, wenn sie noch gar keinen gesehen haben, so daß ihre Phantasie durch keinerlei Sachkenntnis getrübt wird.

An unsere Sandbank grenzte diejenige Art des Urwaldes, die von den Brasi-
lianern *Igapo* genannt wird. Diese Art Urwald, hauptsächlich aus riesigen Woll-
bäumen gebildet, wird dadurch bedingt, daß der Boden selbst bei mäßigem
Wasserstande unter Wasser steht, nur bei tiefstem Wasserstande wie jetzt trok-
kenen Fußes begangen werden kann.

Schön war es in diesem *Igapo* nicht etwa. Duster, ganz duster! Nicht der
feinste Sonnenstrahl konnte durch das dichte Laubdach dringen, das sich in
einer Höhe von 40 bis 60 Metern über den Hinaufblickenden wölbt. Das Wasser
hatte sich sofort verlaufen, kein Pfützchen stand mehr, aber vollkommen aus-
trocknen würde der modrige Humusboden nie. Und nun dieses Gewirr von rie-
sigen Wurzeln! Von einem „Begehen“ darf man da überhaupt nicht sprechen.
Ein ununterbrochenes Klettern, eine halsbrecherische Gebirgspartie. Wenn sich
dann auch wieder Wurzeln wölben, daß man unter ihnen durchreiten kann,
wenn es auch freie Bodenstrecken gibt. Wegen dieser Wurzeln kann man auch
beim höchsten Wasserstande nur mit einem ganz flachen Boote eindringen,
sonst bleibt man überall hängen, klemmt sich fest, daß man gar nicht frei-
kommt.

Und an den dicken Riesenstämmen nun, die sich schnurgerade emporrek-
ken, armstarke und noch stärkere Adern und Sehnen, die sich spiralförmig
hinaufwinden. Das sind die „Stengel“ der Schlingpflanzen. Sie gleichen umso
mehr Adern und Sehnen eines Körpers, weil sie mit dem Hauptstamme des
Wollbaumes, an dem sie schmarotzen, wirklich durch Wurzelfäserchen ver-
wachsen sind, obgleich sie ihre Hauptnahrung aus dem Erdboden holen. Auch
drücken sie sich im Laufe der Zeit in den Stamm ein.

Dort oben nun, in der doppelten Höhe eines vierstöckigen Hauses, entwickelt
sich erst die wahre farbenreiche Pracht des Urwaldes und sein Leben. Hier im
Scheine der Sonne entfalten die Schlingpflanzen ihre wunderbaren, riesigen
Blüten, bringen Früchte hervor, hier oben hausen die Affen und zahllose Vogel-
arten, hauptsächlich aber doch Papageien, hier stellt ihnen der Jaguar nach,

desgleichen die Baumschlange. Alle diese Tiere leben hier in einer luftigen Welt für sich, kommen nie auf den Boden.

Wir waren oben. Hatten einen günstigen Baum am Rande mit eisernen Steig-eisen in eine leicht erklimmbare Leiter verwandelt. Hat man sich oben erst ein-mal durchgeschnitten, so ist ein unvorsichtiges Herunterfallen gar nicht mehr möglich. Entweder man steht auf Ästen und Zweigen oder auf einem unent-wirrbaren Geflecht von Schlingpflanzen. Man merkt überhaupt gar nicht, daß man sich 40 Meter hoch über dem Erdboden befindet. Ja, hier oben ist selbst schon wieder Erdboden. Hier hat sich auch schon wieder Humus gebildet, in dem Büsche und kleinere Bäume gedeihen.

Hier oben hausen bei den Überflutungen auch die Indianer, bauen sich ihre Hütten und braten erlegte Affen und Vögel. Trinkwasser liefert ihnen eine mas-senhaft vorkommende Pflanze, ein Mittelding zwischen Agave und Kaktus, de-ren große Früchte und vielleicht noch mehr fleischigen Blätter so saftreich sind, daß beim Anschneiden eine förmliche Quelle hervorsprudelt. Es gibt aber auch Indianerstämme, die überhaupt nie auf den richtigen Erdboden kommen. Die müssen allerdings auf anderes Wild verzichten. Hirsche und Schweine und der-gleichen können da natürlich nicht hinaufkommen, nur Klettertiere.

Der Boden steigt von den Flüssen aus naturgemäß an, den Übergang bildet die Region des Kautschukbaumes, verschiedener Palmenarten und des Bam-bus, hier ist der Wald passierbar, hier hausen in zahllosen Scharen verschiede-ne Hirscharten, Tapire, Akutis, Wickelbär und Ameisenfresser und andere, und dann, wo auch das höchste Hochwasser nicht mehr hinkommt, beginnt die Hy-läa, wie der Brasilianer diese Art von Urwald nennt. Wieder sind es meist Pal-men, aber keine Kokos-, Datteln- und Ölpalmen, wenn sie auch meist eßbare Früchte tragen, und dann hauptsächlich auch die Castanheira, welche in ko-LOSSALER Menge die Paranauß liefert, bei uns auch Wasser- oder amerikanische Walnuß genannt, von der bei uns auf dem Markte das Pfund 80 Pfennige ko-stet, in Para noch nicht zwei Pfennige, und in Manaos gar bekommt man sie geschenkt. Gott weiß, wieviel Zwischenhändler da sich erst die Finger versil-bern, ehe die Paranaüsse zu uns kommen. Freilich ist bei uns auch keine Nach-frage vorhanden, das ist es eben.

In die Hyläa kann man nicht eindringen. Hier geht das Gewirr von dünneren Schlingpflanzen bis zum Boden herab, dazwischen Wälle von übermannesho-hem Schwertgras, die einzelnen Blätter wirklich wie Schwerter zu gebrauchen, man kann sich daran den ganzen Leib in zwei Teile halbieren, und dann Dor-nen von Armeslänge, spitz wie die Wespenstacheln, und mikroskopisch kleine wie die Bienenstacheln, die wird man gar nicht wieder los.

Na ja, eindringen kann man. Wir dringen doch auch in den Felsen ein. Mit dem schweren Saumesser und einer besonderen Sense, die auch dünnere Baumstämme durchhaut, kommt man in der Stunde zwei Meter vorwärts. Dringt man auf diese Weise tiefer ein, braucht man Tage dazu, so muß man sich aber auch wieder zurückhauen, so schnell verfilzt sich das Zeug wieder. Und dann die infamen Stacheln!

Wo der Boden noch höher ansteigt und sich nicht für Bäume eignet, ist die Region der Campos. Die entspricht den Prärien oder Sawannen, sehr hohes Gras, das aber passierbar ist, sich nur in der größten Trockenheit niederlegt. Doch haben auch diese Campos immer ihre Waldinseln, Catingas genannt, wenn man eindringen kann, Capoes, wenn sie wie die Hyläa unpassierbar sind. Diese Campos nun sind die eigentlichen Tummelplätze aller der brasilianischen Wildarten.

Doch können diese drei oder sogar vier verschiedenen Regionen—es kommt ja noch die des Kautschukbaumes hinzu—natürlich nach und nach ineinander übergehen, können dicht nebeneinander bestehen. Unsere Sandbank hatte in dieser Hinsicht eine überaus glückliche Zeit. Uns freilich in den ersten Tagen ganz unbekannt.

Unsere Sandbank wurde also direkt vom Igapo begrenzt, in dem auch bei Tage so gut wie Nacht geherrscht hätte, wenn nicht gleich überall auf dem modrigen Boden ungeheure Pilze emporgesprossen wären, die sämtlich stark phosphoreszierten, ein Dämmerlicht verbreiteten. Was uns da wieder für eine geniale Idee kam oder doch unserem Doktor Isidor, die wir dann verwirklichten, das werde ich später noch schildern.

Jenseits des Flusses, wenn man da überhaupt eine Ufergrenze ziehen konnte, erhob sich auf höherem Boden die undurchdringliche Hyläa. So meinten wir wenigstens anfangs. Aus der luftigen Höhe unseres Steigebaumes konnten wir erkennen, daß die Hyläa nur einen schmalen Gürtel bildete, den Flußlauf begleitend, dahinter erstreckte sich die grasige Campos.

Dorthin mußten wir, dort fing erst das richtige Jagdgebiet an. Freilich hatten wir uns wenigstens zwei Kilometer weit durchzuhauen, und bald sahen wir ein, was für ein schwieriges, wenn nicht unmögliches Beginnen dies war.

Doch woher kamen denn die massenhaften Pekaris und Wasserschweine, auch Tapire und selbst Hirsche, die sich manchmal im Wasser zeigten? Sennor Estrada machte uns gleich aufmerksam, daß hier irgendwo ein natürlicher Durchgang sein müsse.

Und richtig, wir fanden ihn, durch die Hyläa zog sich eine Catinga, eine passierbare Waldstrecke, die dann direkt in die Campos übergang, und das war gar nicht so weit von unserer Sandbank entfernt. Nun hatten wir alles in der Nähe, was unser Herz begehrte. Auf der Grenze der Catinga und der Hyläa wuchsen auch massenhaft die herrlichsten Baum-, Busch- und Bodenfrüchte. Ich will aber gleich sagen, daß sich diese alle mit unseren Äpfeln, Birnen, Kirschen und Pflaumen nicht vergleichen lassen. Wenn ein Brasilianer in Deutschland gewesen ist, und er kommt in seine Heimat zurück, so kann er seinen Landsleuten nicht genug von der Köstlichkeit der deutschen Früchte vorschwärmen. Und da hat er ja auch ganz recht. Mit den Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pfirsichen und Weintrauben, die innerhalb der deutschen Grenzen gedeihen, läßt sich überhaupt nichts in der Welt vergleichen! Und nun unsere Walderdbeere! Das weiß der Deutsche, der nicht aus seiner Heimat herauskommt, nur nicht zu würdigen. Was will denn dagegen die Banane bedeuten, diese süße Mehlgurke. Und das gilt von allen diesen tropischen Früchten, nur süßes oder sauersüßes, wässriges oder mehliges Zeug, nichts weiter. Ebenso ist es ja auch schon in Südeuropa. Eine Apfelsine bleibt doch immer eine Apfelsine. Wir aber haben hunderte von verschiedenen Apfelsorten, alle an Geschmack und Aroma ganz verschieden.

Als Ausnahme will ich in den Tropen die Ananas gelten lassen, die auch wir am Rande der Hyläa massenhaft fanden. Aber da muß man, wenn die Frucht reif wird, aufpassen wie ein Haftelmacher, mehr schon wie die Katze vorm Mauseloche. Eine Stunde später, nachdem die Frucht ihre Reife vollendet, wird sie schon holzig, am anderen Tage ist sie gar nicht mehr zu kauen. Die Ananasfrüchte, die auf unseren Märkten als westindische angeboten werden, sind sämtlich in englischen Treibhäusern gezogen, oder jetzt fängt man auch in deutschen Treibhäusern mit dieser Kultur an.—

Wir traten die Expedition im Kutter an. Als Waffenmeister und Bootssteuerer war ich der Hauptmann, hatte dazu 18 Mann ausgesucht, die sich für solch eine Fahrt am meisten interessierten, daher wohl auch sich am meisten eigneten, die sich schon als die besten Jäger bewiesen hatten, darunter natürlich auch Juba Riata und Mister Tabak. Sennor Estrada diente nur als Lotse, die Patronin konnte jetzt einmal als Passagier gelten, wenn ihr auch das Boot gehörte, wir in ihren Diensten standen.

Drei Stunden lang ging es in flotter Fahrt durch den Urwald, ohne uns durch irgend etwas aufhalten zu

Illustration

lassen, nicht einmal durch den Anblick einer schillernden Riesenschlange. Sie war nämlich zu schnell in dem Dornendickicht der Hyläa verschwunden, sonst hätten wir uns doch zur Verfolgung aufgemacht.

Nach diesen drei Stunden hörten wir Menschenstimmen, und da waren wir schon am Ziele. Wir sahen einen parkähnlichen Bestand von zahllosen Chinabäumen, welche von den Cascarillos entrindet wurden. Die meisten der 200 Mann waren oben in den Wipfeln, konnten von Baum zu Baum klettern, schnitten oben ringsum die Rinde an, packten das losgelöste Ende und ließen sich herabgleiten, durch ihr Gewicht einen Streifen von einem Viertelmeter Breite losschälend, bis sie am Boden waren.

Es sah ganz gefährlich aus. Unser Prospektador versicherte uns aber, daß Unglücksfälle zu den seltensten Ausnahmen gehörten.

Wir ließen uns nicht weiter mit diesen portugiesischen und spanischen Individuen ein, die noch viel mehr banditenähnlich als abenteuerlich aussahen. Wir sollten bewirtet werden, schlugen aber dankend ab, denn das uns vorgesetzte Fleisch stammte offenbar von Affen, ich sah eine knusprig gebratene Kinderhand, und das fade, süßsaure Zeug, von dem man uns zum Trinken nötigte, konnten wir selbst einer Palmenart abzapfen, wenn wir danach begehrt hätten.

So gaben wir nur die Säcke voll Eier ab, beobachteten noch einige Zeit das Entrinden und fuhren wieder davon, nachdem Sennor Estrada unsere leeren Säcke zurückerhalten hatte, einen davon aber mit etwas vollgestopft.

„Was ist da drin?“

„Samen von Liprolla.“

„Was ist das?“

„Eine Art Salat, den die Cascarilleros immer bei sich haben, um immer frisches Gemüse essen zu können. Bekannt ist dieser Salat überall, aber sehr schwer zu haben. Die Liprolla gedeiht nur unter den Chinabäumen, aber auch nur unter den wilden. Anderswo wächst sie wohl auch, bringt aber keinen Samen hervor. Wir werden jetzt jeden Tag frisches Gemüse haben, das ausgezeichnet schmeckt und gegen Fieber noch sicherer wirkt als die Chinarinde, als Chinin.“

Na, das tägliche frische Gemüse ließ ich mir gefallen, das waren die 30.000 gekochten Eier wert!

„Teilen sich die 200 Mann den Gewinn?“ fragte die Patronin.

„Mi sabe!“ war die Antwort.

Also ein Weiterfragen war nicht erlaubt oder hatte doch keinen Zweck.

Nun, mir war es gleichgültig, was die mit den vier Millionen Dollars machten. Nur das glaubte ich nicht, das die das Geld einer wohltätigen Anstalt vermachten; eher verwendeten sie es für anarchistische Propaganda. Darnach hatten

diese zerlumpten Individuen mit den Galgenphysiognomien sämtlich ausgesehen. Teilten sie es redlich, so kamen auf jeden 20.000 Dollars, jeder von ihnen wurde im Laufe eines halben Jahres ein vermögender Mann, was ja auch unter Goldgräbern noch heute vorkommen kann.

Wir traten sofort die Rückfahrt an, um noch vor Anbruch der Nacht unsere Heimat auf der Sandbank wieder zu erreichen. Zwar hatten wir ein großes Zelt mitgenommen, waren auch sonst mit allem versehen, um eine Nacht im Urwald möglichst bequem zu verbringen; aber wenn irgend möglich, sollte solch eine Übernachtung im Walde doch vermieden werden. Ist das Blut einmal zur Aufnahme von Fieberbazillen geeignet geworden, so bringt man diese, wie bereits erwähnt, gar nicht wieder heraus. Mitten im Urwald übernachteten wir ja freilich immer, aber auf unserem Schiffe war das doch etwas ganz anderes, das bot jede mögliche sanitäre Einrichtung.

So sehr wir uns auch beeilten, brach doch plötzlich die Nacht an, noch ehe wir unser Schiff in Sicht bekommen hatten. Aber der Mond stand schon am sternklaren Himmel, und wir hatten auch nur noch um zwei Ecken zu biegen.

Und was für ein Anblick erwartete uns, als wir um die letzte Ecke bogen!

Wir hätten ja darauf gefaßt sein können, wir hatten ja selbst mit an den Vorbereitungen geholfen, und dennoch waren wir außer uns vor Staunen.

Das ganze Schiff war mit Lämpchen illuminiert, die sich in doppelter Reihe an der Bordwand und weiter unten hinzogen, dann an den drei Masten hinauf und wieder an den Rahen entlang, und das strahlte und funkelte und flimmerte in einem unbeschreiblichen Lichte, das nichts mit Elektrizität oder einem Brennstoffe zu tun haben konnte; eher war es, als ob überall geriebener Phosphor aufleuchte.

Nun, wir wußten also, was hier vorlag. Das, was wir alle zusammen in den letzten Tagen vorbereitet, hatten die Zurückgebliebenen jetzt zur letzten Vollendung gebracht; sie überraschten uns damit, auch insofern, als jetzt unter Meister Hämmerleins Händen die Orgel zu rauschen begann.

Ich hatte schon der phosphoreszierenden Pilze gedacht, die in der auch am Tage herrschenden Nacht des Igapo-Urwaldes, sobald sich das Wasser verlaufen hatte oder bis auf die immerbleibende Feuchtigkeit des Bodens verdunstet war, überall massenhaft und zum Teil in riesenhaften Exemplaren, wie die aufgespannten Regenschirme, emporschossen.

Unser Doktor Isidor hatte sich gleich mit diesen Pilzen beschäftigt. Er besaß an Bord ein Laboratorium, um das ihn mancher private Chemiker und Physiker beneidet hätte. Was er Chemisches an den Pilzen entdeckte, weiß ich nicht—jedenfalls war keiner eßbar—er überraschte uns nur mit einem physikalischen Experimente, das dann gleich im Großen mit praktischem Werte ausgeführt wurde.

Nur die Sporenfächer auf der unteren Seite des Hutes waren es, die so intensiv phosphoreszierten. Also nicht, daß diese Pilze wie die Laternen die Nacht des Urwaldes erhellt hätten. Das Leuchten war ihnen Selbstzweck, sie erhellten nur den Boden unter sich, wozu die Natur wohl schon einen Grund haben würde. Immerhin, das Phosphoreszieren war so stark, die Pilze wuchsen so massenhaft, wenn auch in noch so winzigen Exemplaren, daß der ganze Boden einer matten Glasscheibe glich, hinter der Licht brennt, alle Wurzeln wie die erleuchteten Milchglasröhren, und da verbreitete sich auch sonst Helligkeit genug. Unter großen Pilzen konnte man auch in der finstersten Nacht ganz bequem lesen.

Abgebrochen, leuchteten die Pilze noch lange, ebenso die herausgeschnittene Fächermaterie allein, doch wurde das Phosphoreszieren natürlich bald immer schwächer; nicht aber, wenn man für stärkere Zufuhr von atmosphärischer Luft sorgte, was am besten in einer Flasche geschah, mit doppelten Glasröhren. Dann phosphoreszierte diese Materie noch viel stärker als im Freien, und immer mehr, je stärker man blies, und immer und immer wieder, wenn die Leuchtkraft auch schon einmal erloschen schien. Freilich durfte man nicht den schon verbrauchten, kohlen säurehaltigen Atem einblasen. Pilze weichen ja bekanntlich insofern von den anderen Pflanzen ab, als sie nicht imstande sind, die Kohlen säure zu zersetzen; sie müssen das, was sie zum Zellenaufbau ihres Körpers brauchen, als Parasiten anderen Pflanzen oder überhaupt organischen Körpern entnehmen, woraus man an sich schon schließen kann, daß bei ihnen auch der Sauerstoff eine ganz andere Rolle spielen muß, als sonst bei den Pflanzen.

Hierauf gründete sich also das Experiment, das wir dann im Großen ausführten.

Leere Wein- und Bierflaschen waren genug vorhanden. So etwas wird ja an Bord des Schiffes nicht zwecklos weggeworfen. Weiße wurden bevorzugt, aber auch rote und grüne konnten gebraucht werden, die brachten dann schöne Farbeffekte.

Also diese Flaschen wurden mit solcher Fächermaterie der Pilze gefüllt, die Korke doppelt durchbohrt, Glasröhren von verschiedener Länge hineingeschoben; wenn die Glasröhren ausgingen, wußten wir uns mit Bambusröhrchen zu helfen, diese miteinander durch dünne Gummischläuche verbunden oder gleich direkt. Wenn nur alles luftdicht war, wenigstens so ziemlich, das war die Hauptsache. Größere Entfernungen wurden durch Bleirohre überwunden. So drapierten wir das ganze Schiff wie mit Illuminationslämpchen.

Dann später haben wir auch die Räume unter Deck mit solchen Lampen erleuchtet. Für kleinen Bedarf genügten sie vollkommen. Immer neue Einrichtungen wurden erfunden, so daß man zum Beispiel den Luftstrom für die einzelnen Lampen an- und abstellen konnte.

Mit der Zeit nahm die Leuchtkraft ja ab, aber wir konnten die Materie ja immer wieder ersetzen.

Gerade als wir zurückkamen, wurde das Ganze zum ersten Male in Betrieb gesetzt, wenn auch schon eine Probe abgehalten worden war. Das Orgelgebläse trieb die Luft durch alle Illuminationsflaschen, nachdem sie aber doch erst durch die Orgelpfeifen gegangen war. Auch konnte nur ein Teil des Luftstromes verwendet werden, sonst war er zu stark.

Es funktionierte tadellos. Der Effekt war unbeschreiblich. Und nun dazu dieses Orgelspiel im nächtlichen Urwald!

Ich will nur einen Eindruck erwähnen, den dies alles auf mich hervorbrachte. In diesem Augenblicke dachte ich daran, wie gut es doch war, daß wir nichts mit den Chinabäumen zu tun bekommen hatten. Na, das wäre ja eine schöne Plackerei geworden, ein ganzes Jahr lang! Da hätten wir solche hübsche Spielereien, die aber doch auch ihren ideellen Wert haben, nicht machen können.

Freilich, wenn 75 Mann in einem Jahre sechzehn Millionen Dollars verdienen können, das ist ja recht schön. Aber—es war doch besser so! Sonst hätten wir auf dieser Sandbank nicht so ein lustiges Sport- und Jägerleben führen können. Wie Herkules anno dazumal den Stall des Augias ausgemistet hat, das hat mir in meinem Heldenleben am wenigsten gefallen.

Und wir hatten doch unseren Diamanten! Und außerdem—noch viel, viel schöner als dieser Diamant—zwei Millionen Dollars auf der bombensicheren Neuyorker Bodenkreditbank!

Hiermit wollten wir uns ja, ja genügen lassen, uns nicht mit geschäftlichen Spekulationen beschweren und mit Arbeit abplacken—es wäre solcher Argonauten, die wir nun einmal waren und sein wollten, gar nicht würdig gewesen.—

Nun will ich zum Schlusse dieses langen Kapitels noch einen einzelnen Tag herausgreifen, ihn vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein schildern, um zu zeigen, wie wir auf unserer Sandbank im brasilianischen Urwald lebten, wie wir uns die Zeit zu vertreiben wußten, und wie alles das nicht möglich gewesen wäre, wenn wir jetzt Chinarinde abschälen hätten müssen.

Ich wähle dazu nach meinem sorgfältig wie ein Schiffsjournal geführten Tagebuch den 13. Juli, nachdem wir also schon vier Wochen hier lagen. Dieser Tag verlief genau so wie alle anderen, nur das wir an ihm das aufregendste Jagdabenteuer der ganzen Zeit erlebten und daß auch sonst einige interessante Zwischenfälle vorkamen.

Sobald der neue Tag aufflammte—fast punkt sechs Uhr, denn wir lagen ja fast direkt auf dem Äquator, wo die Sonne eben immer um sechs Uhr auf- und untergeht—kroch ich aus meinem kühlen Drahtsarge hervor, in dem ich sieben Stunden wie ein Toter geschlafen hatte, mich nun aber auch wirklich wie ein neugeborener Mensch fühlend.

Sofort zu dem Argonautenkanal, der aber unterdessen verdoppelt worden war, so daß man jetzt im Kreise schwimmen konnte. Hier warteten schon einige Bade- und Schwimmlustige auf mich, bis ich das Wasser freigab.

„Wasser gefahrenfrei!“ stattete Juba Riata mir die Meldung ab, und erst jetzt, nachdem auch ich dies wußte, durfte das Spiel im Wasser beginnen.

Denn wenn auch die Zuflüsse der Kanäle durch starke und dichte Drahtgeflechte, die auch die dünnste Wasserschlange nicht durchließen, geschützt waren, so konnte doch über Nacht ein Krokodil oder eine Schlange über die Sandbank in unser Baderevier gekrochen sein, und die Verantwortung dafür hatte ich als Waffenmeister freiwillig übernommen, wenn die Sicherheit selbst auch Peitschenmüller zu kontrollieren hatte. Solche eine Verantwortung für meine Jungens aber ließ ich mir nicht nehmen, ich erst gab das Wasser wirklich frei.

Wir hatten ein einfaches Mittel erfunden, um uns gegen solche Reptilien zu sichern. Jeden Abend wurde die Umgebung der Kanäle sorgfältig geharkt und gewalzt, und auf das Auge dieses ehemaligen Wildwestmannes durfte man sich verlassen, daß er am anderen Morgen in dem Sande den Eindruck auch der kleinsten Schlange oder eines Zitterraales sofort bemerkt hätte.

Außerdem waren während der Nacht die Hunde im Freien, wenigstens einige, und deren Anführer in dieser Sache war Moritz, einer der beiden Bernhardiner. Der hatte nämlich schon einmal eine böse Erfahrung mit einem Zitterraale gemacht, war lange Zeit gelähmt gewesen, daß wir an seinem Wiederaufkommen schon gezweifelt hatten, und sein furchtbarer Haß erstreckte sich nun auf alles Schlangenähnliche, sogar auf jeden größeren Regenwurm, und der hatte nun auch alle die anderen Hunde scharf gemacht. Auf unsere Sandbank durfte ja kein Zitteraal und keine Schlange kommen, dann ging der Spektakel los! Von einem Krokodil oder Alligator gar nicht zu sprechen.

Der aufmerksame Leser wird nun sofort daran denken, daß diese Hunde ja während der Nacht den gewalzten Sand zertrampeln konnten. Nein, das taten sie nicht. Nur eine festbegrenzte Strecke von einigen Metern Breite an den Rän-

dern der Kanäle wurde geharkt und gewalzt, diese Strecken waren für die Füße der Hunde geheiligt. Dies ihnen beizubringen, war für ihren Herrn und Meister eine Kleinigkeit gewesen. So wie jeder gute Jagdhund nur diejenigen Felder durchstößt, die ihm sein Herr freigibt, und sehr bald lernt ein intelligenter Hund durch eigene Intelligenz zu unterscheiden, welche Felder er betreten darf und welche nicht. Einige Hunde, besonders die kleineren, deren Intelligenz nicht so weit reichte—von einem Mops und einem Windspiel kann man so etwas nicht verlangen—wurden während der Nacht an Bord gehalten.

„Wasser gefahrenfrei!“

Zuerst wurde das Wettschwimmen übre hundert Meter zwischen Rot und Grün ausgetragen oder doch beendet. Es handelte sich bei allen diesen Wettkämpfen ja immer um die Gesamtleistung einer Farbe, was nicht hintereinander stattzufinden brauchte. Nur immer kontrolliert mußte es werden. O, ich hatte gar viel zu tun! Als Kargo-Kapitän war ich ein Tagedieb, der seinen monatlichen 25 Pfund Sterling ganz umsonst bekam; als unsoldeter Waffenmeister aber verdiente ich dieses Geld redlich! Wenn die anderen schon längst schliefen, saß ich gar oftmals noch über meinen Registerbüchern, stellte die Resultate zusammen, was gar nicht so einfach war.

Von den Grünen hatten fünf Mann die Hundertmeterstrecke abzuschwimmen, von den Roten vier Mann, dann waren wir wieder einmal durch. Die Zeiten wurden mit einer Kontrolluhr gemessen, die auf einfüntel Sekunde arretiert werden konnte.

Die neun Mann hatten ihre Tour absolviert. Die Roten hatten wieder einmal mit der Durchschnittszeit von einer Minute 27,3 Sekunden gewonnen, mit 2,5 Sekunden Vorsprung. Bei solch einer Masse muß es sich ja sehr aufheben. Wir hatten aber Schwimmer dabei, die nur wenige Sekunden über einer Minute brauchten! Der beste Schwimmer war der rheinländische Segelmacher, Oskar, der hatte es schon auf eine Minute fünf Sekunden gebracht. Freilich lag der jetzt auch immer im Wasser. Der Weltrekord im Hundertmeterschwimmen wird gegenwärtig von dem Pawnee-Indianer Kajanomoku mit einer Minute 2,3 Sekunden gehalten, eben jetzt bei den olympischen Spielen in Stockholm aufgestellt.

Dieser neue Sieg der roten Farbe, wodurch sie den silbernen Fisch in ihrem Schranke behielt, war etwas so Wichtiges, besonders durch eine gute Zeitverbesserung, daß es sofort der Patronin gemeldet wurde, obgleich sie noch schlief. Sie verlangte es, es mußte gegen die Tür gepocht werden, bis sie Antwort gab.

Dann wurde das Wasser freigegeben für das allgemeine Baden, Schwimmen und Springen. Aber von einem Baden konnte man eigentlich nicht sprechen. Lauter Übungen, nichts als Trainieren, wenn es dabei auch einmal zu einer lustigen Spritzerei und dabei zu einer regelrechten Wasserschlacht kam.

Und wenn ich nun meine Jungen so sah, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte, da mußte ich immer wieder meine Betrachtungen anstellen, mußte immer und immer wieder staunen! Wie sich die in den nun sechs Monaten in ihrem Körperbau verändert hatten! Da war zum Beispiel der lange Heinrich, der jetzt gerade die Riesenschaukel in Schwung brachte. Was war der vor sechs Monaten, da ich ihn zum ersten Male nackt gesehen, für eine Jammergestalt gewesen! Eine lange, krumme Latte. Nichts als fleischlose Pferdeknochen, unordentlich, schlottrig zusammengenäht. Die linke Schulter ganz herabhängend. Und was hatte der jetzt für eine Figur bekommen! der reine göttergleiche Achilles! Und der Fleischansatz konnte doch nicht von dem Essen herkommen. Der

hatte doch schon vor meiner Zeit immer wie ein dreifacher Scheunendrescher gefuttert. Und nun was für ein Fleischansatz, was für ein Muskelbau! Diese prachtvoll ausgebildeten Arme, diese Schenkel, diese Brust! Ein Modell für jeden Bildhauer, der einen olympischen Athleten darstellen will.

Ich mußte manchmal an mich halten, daß ich nicht stolz wurde, mich als kleinen Herrgott fühlend.

Und jetzt ging der lange Heinrich, dieses ehemalige steife Knochengerippe, mit einem Saltomortale von der Schaukel ab, mit der Grazie einer zwei Meter langen Balletteuse.

Auch ich absolvierte mein Training im Wasser—mit beschwerenden Gewichten!—dann mußte ich unsere Ilse an die Angel nehmen. Sie hing schon vier Wochen dran, ohne das Tempo zu begreifen; aber das schadete nichts—was lange währt, wird gut.

Vom Schiffe her schrillte die Bootsmannspfeife.

„Deckwaschen!“

Man glaubte nicht, daß das Deck noch schneeweiß werden könnte, als es schon war. Aber gescheuert mußte es jeden Morgen werden. Dazu kam noch Messingputzen, und es gab gar viel zu putzen. Aber das ist eine Kleinigkeit, wenn, wie auf einem Kriegsschiffe, wie auch wir es hielten, jeder Mann seine Putzstation hat. Die hält er auch am Tage immer im Auge, hat immer etwas Putzwolle in der Tasche, mit der er bei jeder Gelegenheit einmal liebevoll über die blanken Teile wischt. Am leichtesten hatte es der Matrose, dem das Geländer auf der Kommandobrücke anvertraut worden war. Da wischten schon genug des Kapitäns Hosenbeine, das war immer spiegelblank.

Als die Sonne sich über den Urwaldbäumen erhob, war unser Schiff wieder wie aus dem Ei geschält, obgleich es schon vorher gar nicht hätte sauberer sein können.

Dann war das erste „Backen und Banken“. Frühstück. Den beliebtesten Anteil dazu lieferte immer unser Garten, auf der Sandbank hergestellt mit aufgeschüttetem Humus aus dem Urwald, wegen der Ameisen umgeben mit einer auszementierten Rinne, gefüllt mit Wasser, in dem Fische abgekocht worden waren. Das kann keine Ameise vertragen.

Bestellt wurde dieser Garten nur mit jenem Samen aus dem unerschöpflichen Sack. Jeden Tag wurde gesät, jeden Tag hatten wir neues, frisches Gemüse, wenn auch nicht gerade dieser Samen über Nacht aufgegangen war. Es waren kleine Krautköpfe, die aus der Erde kamen, sie schmeckten ganz köstlich, wenn auch sehr bitter. Sie wurden stark gezuckert, aber nicht nur deshalb, um diesen bitteren Geschmack zu decken. Zucker spielte bei uns überhaupt eine große Rolle.

In meiner Jugendzeit noch war Zucker nur etwas für Kinder. Na ja, zum Kaffee Zucker. Sonst war Zucker nur Kindern zugänglich, und zuckeressende Jungen waren verweichlichte Muttersöhnchen, fürsorgliche Eltern beschränkten den Genuß von Bonbons und dergleichen auf ein Minimum. Süßer Kuchen schon eher, aber nur keinen blanken Zucker! Davon bekommt man einen versauerten Magen, schlechte Zähne.

Und heute?

In der neuesten Auflage von Brockhaus' großem Konversationslexikon ist wörtlich zu lesen:

„Der Zucker ist nicht nur, wie noch vielfach geglaubt wird, bloß ein Genußmittel wegen seines süßen Geschmackes, sondern auch ein billiges und vorzüg-

liches Nahrungsmittel, besonders eine Quelle der Muskelkraft, weshalb er auch im deutschen Heere als Extraktion bei starken Anstrengungen eingeführt ist.“

Meine geehrten Zucker-Physiologen des 20. Jahrhunderts!

Was Sie da unter ungeheurer Gehirnarbeit endlich entdeckt haben, das haben die amerikanischen Bauern schon vor vierhundert Jahren gewußt.

Die Negersklaven haben zur Erntezeit immer Zucker erhalten, bis zu zwei Pfund pro Kopf, und zwar nicht etwa nur auf den Zuckerplantagen, sondern besonders auf den Baumwollpflanzungen! Weil da während einiger Tage eine ganz intensive Arbeit geleistet werden muß. Der Zucker baut nicht wie Eiweiß die Muskel nach und nach auf, sondern er erlaubt durch beschleunigte Verbrennungstätigkeit die höchste Leistung der schon vorhandenen Muskeln!

Zucker soll schlechte Zähne erzeugen? Nirgends wird mehr Zucker konsumiert als in Amerika, nirgends sieht man schönere Zähne als in Amerika.

Aber wenn man einem Säugling, der nach Milch brüllt, in den Mund einen Schnuller stopft, angefüllt mit aufgeweichter Semmelpappe und Rohrzucker, dann bekommt dieser Säugling hiervon einen schlechten Magen und davon auch schlechte Zähne, das stimmt allerdings!

Ach, was hat sich überhaupt in den letzten drei Jahrzehnten nicht alles auf dem Gebiete der Therapie, der Krankheitsbehandlung, geändert! Ich will gar nicht erst davon anfangen, wie wir sonst nach Gutachten der Ärzte und aller sonstigen vernünftigen Menschen die Rückenmarksdarre und den Gehirnschwund bekamen.

Aber von der Bleichsucht will ich noch einmal beginnen. Zu meiner Zeit durften bleichsüchtige Kinder und Jungfrauen keinen marinierten Hering essen, überhaupt nichts Saures und Scharfes.

Heute sollen Bleichsüchtige soviel Saures und Scharfes essen, als sie nur Appetit haben!

Und darum handelt es sich doch auch nur, um den Appetit! Es ist doch so einfach. Die Natur weiß sich immer von allein zu helfen, oder sie selbst gibt die besten Ratschläge. Dazu hat sie in der Ernährungsfrage eben den Hunger und den Appetit geschaffen. Nun muß man ihr aber auch gehorchen. Wenn eine blasse oder knallrote Jungfrau eine wahre Manie nach Essig hat, so soll sie eben Essig trinken, so viel sie mag. Merkwürdig—für unsere sogenannte Vernunft!—ist es ja, daß die allerverdorrendsten Magen so leidenschaftlich gern die allerschwerstverdaulichen Sachen essen, wie etwa Hummermayonnaise. Und wenn man dem Verlangen nachgibt, dann fängt die Würgerei mit Magenkrämpfen an. Recht so! Immer eßt nur Hummermayonnaise! Diese Würgerei braucht der Magen, um zu gesunden! Und wer kein Geld für Hummermayonnaise hat, der mag Kieselsteine mit Essig und Öl schlucken, wenn er Appetit darnach hat, sonst nicht.

Traurig ist es nur, daß der Mensch, als Gesamtheit, niemals Maß halten, keinen Unterschied machen kann, alles gleich über einen Leisten schlagen muß. Heute gibt es schon viele, viele Menschen, die sich bei jeder Gelegenheit in die Sonne legen, ohne ein Bedürfnis darnach zu haben, nur weil sie Heilung von irgend einer Krankheit oder Schwäche erhoffen, und sie werden immer schwächer, und sie legen sich klagend doch immer wieder in die Sonne. Auf diese wirken die Sonnenstrahlen eben wie Gift. Da brauchen sie aber doch nicht erst einen Arzt zu fragen, nicht erst zu experimentieren. Es kommt doch ganz einfach darauf an, ob es einem Spaß macht oder nicht.—

Nach dem Frühstück begann wieder Spiel und Arbeit, aber ohne Kommando, ganz wie jeder wollte. Der hob Zentnergewichte, jener stopfte seine Strümpfe, ein dritter gerbte im Schweiß seines Angesichts Krokodille, um sich ein paar Stiefel und ein Portemonnaie daraus zu fertigen, in welches er dann seinen Anteil an den sechzehn Millionen Mark stecken wollte, wenn wir den Diamanten verkauften.

Das heißt, viele Krokodile für Portemonnaies waren in unserer Nachbarschaft nicht mehr vorhanden. Wir hatten in den vier Wochen bis heute schon 54 Stück geschossen oder harpuniert oder gefangen. Da wollten die Übriggebliebenen nicht mehr mitmachen, besuchten uns nicht mehr. Na, diese 54 Häute langten ja auch als Portemonnaie für die sechzehn Millionen, da konnte jeder auch noch ein paar Stiefel und eine Panzerkappe abbekommen. Oskar stolzierte sogar schon manchmal mit einer Alligatorenpanzerweste herum.

Von acht bis neun hielt ich mit Peitschenmüller meine gewöhnliche Fechtstunde ab. Bei dieser Gelegenheit fand auch immer gleich das Mannschaftsfechten statt, das ich in unseren Zwischenpausen beaufsichtigte. Heute wurde mit Säbeln gepaukt, Grün gegen Rot.

Oh, wie ich mich darauf freute, wenn ich erst einmal meine Jungens auch hierin öffentlich auftreten ließ! Da konnte ich einmal eitlen Träumereien nachhängen.

Als ich ins Freie kam, wurde gerade auf der Rennbahn, auf der Sandbank in einer Länge von 500 Meter elliptisch abgesteckt, eifrig trainiert.

Auch der Matrose Knut, der verpfuschte Cicero, der Parlamentsruderer, unser bester Läufer, absolvierte einen 5000-Meter-Lauf, beendete ihn gerade, ich erfuhr das Resultat.

Ziemlich zwanzig Minuten.

Eine ganz, ganz traurige Leistung!

Der Weltrekord über 5000 Meter wird von dem Amerikaner Bonhag mit 15 Minuten und einigen Sekunden gehalten.

Und unser bester Läufer brauchte fünf Minuten länger!

Ja, der rannte aber in dem weichen Sande auch mit verschiedenen Bleigewichten!

Ohne Gewichte sprang heute einmal Peter, der Heizer, der kleine Peter, der sich vom Hochsprung ganz dem Weitsprung zugewendet hatte. Es sollte ein Entscheidungssprung sein, deshalb mußte ich kommen, um ihn zu kontrollieren und zu registrieren.

Sechs Meter 43 Zentimeter!

Nun messe man sich diese Länge einmal aus!

Aber der Weltrekord im ebenen Weitsprung steht auf sieben Meter 62! Gesprungen vom Amerikaner Gutterson.

Ja, ich kann es nicht helfen: es sind fast nur Nordamerikaner, welche solche Höchstleistungen der menschlichen Kraft und Körpergewandtheit aufstellen! Dann kommt England, dann Schweden, dann Deutschland. Und dann erst in weitem, weitem Abstand alle anderen Nationen.

Nun messe man sich diese sieben Meter 62 einmal aus.

Und von nun an wolle man nicht mehr solche Redensarten und Vergleiche gebrauchen wie: mit dem Sprunge eines Panthers stürzte er sich—.

Denn so wie der Mensch kann kein Panther und kein Tiger und kein anderes Tier springen!

Oh, es ist etwas Herrliches!

Wenn Geistesarbeiter geringschätzend und verächtlich über allen Sport sprechen, über die Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit, so beweisen sie nur, daß sie geistig noch nicht reif genug sind, um den Kern der ganzen Sache zu verstehen.

Der Mensch ist der Herr der Erde!

Wohl ist er es im letzten Grunde durch die Kraft seines Geistes geworden—aber der mußte erst die Ausbildung seiner körperlichen Fähigkeiten bis zur möglichsten Vollkommenheit vorausgehen, sonst hätte die Gehirnkraft niemals sich zur letzten Herrschaft aufschwingen können. Wer das nicht begreift, der versteht überhaupt die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit nicht!

Wohl ist der Geist des Menschen eine furchtbarere Waffe, als die Klaue des Löwen. Durch die Erfindung des Gewehres und des Schießpulvers. Aber es gehörten auch Männer dazu, welche den Mut und die körperlichen Fähigkeiten hatten, um mit diesen Waffen gegen den Löwen den Kampf zu eröffnen! Sonst würde dieser noch immer seine ehemaligen Gebiete beherrschen!

Ja, im letzten Grunde ist es der Geist des Menschen, der jedes Tier in jeder Hinsicht immer mehr besiegt und dadurch sich immer mehr die Welt unterjocht. Nur noch die Rauchschnalbe übertrifft den Menschen in der Luft an Schnelligkeit, die gewöhnliche Schnalbe mit ihrer Höchstleistung von 35 Metern in der Sekunde wird bereits von den schnellsten Aeroplanen übertroffen.

Mit solchen Augen muß man einmal alle diese Erfindungen betrachten, dann bekommen sie noch einen ganz anderen, ethischen Wert.

Um aber mit solch einer Flugmaschine eine Schnalbe überholen zu können, dazu gehören erst Sportsleute, Seiltänzer der Luft, die erst durch jahrelange Übung und asketisches Training ihre Nerven und ihren ganzen Körper dazu stählen mußten, um so etwas ausführen zu können!

Und überhaupt—wer hat denn das erste brauchbare Luftschiff und den ersten Aeroplan konstruiert?! War es ein Gelehrter, der den Plan zum ersten Luftschiff am Schreibtisch entworfen hat oder war es nicht ein verwegener Reiteroffizier? Erinnert man sich noch, mit was für Hohn und Spott Graf Zeppelin seinerzeit übergossen worden ist, gerade von wissenschaftlicher Seite aus? Und wer waren denn alle jene Männer, welche als erste mit einer Drachenmaschine als Vögel in die Luft flogen? Waren es etwa berufsmäßige Ingenieure? Nein, es waren nichts weiter als abenteuerliche Ritter des Sportes, die diese Maschinen entwarfen und bauten, erst im Probieren studierend, dann zahllose Male ihr Leben riskierend, sich nach und nach jeden Knochen im Leibe zerbrechend—und die deutschen Zeitungsausschnitte sind noch vorhanden, in denen die Gebrüder Wright, als sie die ersten Resultate ihrer Leistungen auf einer Flugmaschine veröffentlichten, als eitle, phantastische Prahler, als amerikanische Humbugmacher hingestellt wurden!

Genug!—

Nach dem Mittagessen wurde Siesta in den kühlen Särgen gehalten. So wurden die Drahtkästen nun einmal genannt.

Heute sollte unsere Siesta einmal in ungeahnter Weise gestört werden.

Plötzlich schlugen wütend die Hunde an, die sich als einzige Wächter auf der Sandbank herumtrieben.

Aber was war das? Weshalb verwandelte sich das grimmige Hundegebell plötzlich in ein klägliches Heulen und Winseln?!

Hi, wie da die Toten in ihren Särgen schnell wieder lebendig wurden und zum Vorschein kamen!

Ja, was war denn das für ein Tier, das dort am Rande der Sandbank dem Wasser entstieg war?

Eine Schildkröte. Das war leicht zu erkennen. Aber was für eine riesenhafte! Doch wegen der Größe der Schildkröte sollten unsere Hunde feige geflohen sein?

Wir eilten hin. Es war eine der sehr seltsamen Matamatas, der größten Schildkröte Brasiliens, überhaupt eine der größten der Erde. Die Länge ihres Schildes mußte fast zwei und ein halb Meter betragen.

Wir hatten ja die zoologischen Bücher über Brasilien studiert, wir hatten über sie gelesen, ihre Abbildung gesehen, wir erkannten sie sofort, wir waren also überhaupt vorbereitet.

Aber ein furchtbarer Ekel packte mich, packte uns alle. Nie wieder habe ich ein Tier von solch abschreckender Häßlichkeit erblickt. Häßlich nach unserem menschlichen Geschmack. War das ein Weibchen, so mochte es ja für ein Männchen derselben Art die herrlichste Juno sein. Die Schildkrötenjuno hatte gleich zwei Rüssel, nämlich beide Nasenlöcher waren wurmähnlich verlängert, und nun auch der ganze Kopf mit dicken, langen Würmern besetzt. Das heißt mit wurmähnlichen Hautlappen, die aber unsomehr lebenden Würmern gleichen, die auf dem Kopfe als Parasiten lebten, weil sich alles bewegte.

Und nun vor allen Dingen ein entsetzlicher Gestank, der von diesem Tiere ausging! Wie nach verwestem Fleische. Nein, wie nach—ich will gar nicht mehr daran denken! Dieser Gestank war es, vor dem unsere

Illustration

Hunde heulend und winselnd die Flucht ergriffen hatten—und wir hätten jetzt dasselbe getan, wenn das Ungeheuer sich nicht gleich wieder ins Wasser zurückgezogen hätte.

Befreit atmeten wir auf. Glücklicherweise verschwand auch gleich wieder der entsetzliche Gestank. Wir hatten eine Matamata gesehen und gerochen—wir hatten genug!

Mit unserer Siesta aber war es vorüber. Die Sportübungen und häuslichen Beschäftigungen wurden wieder aufgenommen, viele gingen jetzt aber auch auf die Jagd, in größeren Trupps oder zu zweit, ganz wie sie wollten. Das erbeutete Fleisch wurde, soweit es nicht verspeist werden konnte, eingesalzen oder geräuchert.

Eine abgeteilte Mannschaft der Grünen brachte die sechzehnriemige Pinasse, unser größtes Ruderboot, das natürlich auch segeln konnte, sogar mit zwei Masten und Bugspriet, zu Wasser. Eine gar schwierige Arbeit! Dieses Boot, zehn Meter lang und zwei breit, lag mittschiffs an Deck in Klampen und Barrings, mußte in besonderen Davits, Bootskranen, geliftet und über Bord geschwungen werden, dann natürlich auch noch die 120 Meter über Land getragen.

Es handelte sich hierbei wiederum um eine Übung, die täglich vorgenommen wurde, im Wettkampfe zwischen Grün und Rot, wer die Pinasse am schnellsten zu Wasser bringen, mit ihr eine Insel umrudern und sie wieder an Deck vorschriftsmäßig befestigen konnte.

Diese Übung hatte eine Vorgeschichte gehabt. Für die Fahrt zu den Cascarillos hatten wir doch den großen Kutter benutzt, der zwar in Davits hing, nur ausgeschwungen zu werden brauchte—aber die Matrosen waren doch nur mit dem Wasser vertraut, nicht mit solchen Sandbänken—kurz und gut, die Ge-

schichte war sehr langsam vor sich gegangen. Kapitän Martin hatte zwar nichts gesagt, aber wiederholt mißbilligend den Kopf geschüttelt.

Das sollte er ja nicht zum zweiten Male tun! Es war schon höllisch gegen meine Ehre als Waffenmeister gegangen! Ebenso aber auch allen anderen, nicht nur den beiden Bootsleuten, welche eigentlich dieses Manöver zu leiten hatten.

Es wurde jetzt also täglich geübt, und nun zwar gleich mit dem größten Boote, der Pinasse, im Konkurrenzkampfe Grün gegen Rot, nach Bestimmung der Zeit.

Oh, was hätte wohl so ein alter Seebär von echtem Schrot und Korn, wie Admiral Schröter, von der Pike auf gedient, selbst Matrose gewesen, der auch von seinem ältesten Offizier verlangte, daß er noch selbst die Flagge auf dem Mastknopf befestigen konnte, der seinem Burschen zeigte, wie man die Seestiefel mit der Hand einschmiert—was hätte der wohl gesagt, wie hätte dem das Herz im Leibe gelacht, wenn der dieses Manöver hätte beobachten können! Nun, vielleicht tat er's vom Himmel aus.

Wie diese sechzehn Kerls das schwere Boot herunterbrachten, daß es sofort auf die Ruderstangen zu liegen kam, die sie aber auch schon auf den Schultern hatten, wie da jeder einzelne Handgriff bis ins kleinste berechnet war, wie sie abmarschierten, das Boot zu Wasser brachten, mit einem Satz auf den Duchten saßen—„Riemen—hoch! Setzt—ab! Laßt—fallen! Rudert—an!“

Und fort ging das mächtige Boot, das 80 Mann aufnehmen konnte, in sauser Fahrt, um die Insel zu umkreisen, eine Strecke von fünf Kilometern! Hei, wie die Kerls durchzogen, bei jedem Rucke unter der Bordwand verschwindend!

Und das um zwei Uhr, in der besten Mittagshitze, direkt unter dem Äquator, 40 Grad Celsius im Schatten!

Konnten die nicht einen Hitzschlag bekommen?

Hitzschlag, bah!

Die jetzt immer mehr zunehmenden Hitzschläge sind nur eine Folge unserer Narrheit. Jawohl, wir zivilisierten Europäer sind ganz einfach Narren, müssen dafür bestraft werden!

Die Natur hat diejenigen Organe, bei deren Erschaffung sie sich die größte Mühe gab, in den Kopf verlegt: das Gehirn, die Augen, die Ohren usw. Diese Organe bedürfen einer besonders reichlichen, geordneten, regelmäßigen Blutzufuhr. Deshalb hat die Natur oder sagen wir einfach der liebe Gott, diesen Kopf extra auf eine schlanke Säule gesetzt, Hals genannt, auf daß die Adern, welche durch den Hals gehen, immer von frischer Luft umspült werden.

Und was tun nun wir Menschen? Wir panzern diese schlanke Säule, Hals genannt, mit vier- bis sechsfach verstärkter und gestärkter Leinwand!

Und die Folge? Wenn's mal bei uns ein bißchen heiß ist, dann bekommen die Menschen Ohrensausen und fallen gleich um.

Recht so! Wir müssen so lange von der Sonne Stiche und von der Hitze Schläge bekommen, bis wir unsere Narrheit endlich einsehen und aufgeben! Bis wir den von der Natur schlank geschaffenen Hals wieder entblößen!

Du lieber Gott, wenn man in den Ländern, wo es wirklich heiß ist, solche Kragen tragen wollte! Und was man auch dort manchmal für Anstrengungen verlangt, von Soldaten, Matrosen, Arbeitern, auch weißen! Da würden ja an einem einzigen Tage sämtliche Menschen von der Hitze totgeschlagen werden, also am Hitzschlag sterben.

Aber so etwas gibt's ja gar nicht, man braucht nur den Hals so zu tragen, wie ihn die Natur haben will, also daß das Blut in den Adern frei zirkulieren kann, ohne die geringste Hemmung eines Kragerandes.—

Nach einer halben Stunde kehrte die Pinasse in derselben sausenden Fahrt zurück, mit der sie abgegangen. Die sechzehn Kerls natürlich pitschnaß, wie aus dem Wasser gezogen; aber einen Hitzschlag hatten sie nicht bekommen. Aufs Ufer geschossen, herausgesprungen, die Ruderstangen unters Boot geschoben.

„Haaalt die Pinaß, haaalt die Pinaß!“ erklang da brüllend der Ruf.

Drei Matrosen kamen eiligst in der kleinen Jolle angerudert.

Ich erschrak.

Mit diesen drei Matrosen in der Jolle war Juba Riata gleich nach dem Essen auf die Jagd gegangen. Er hatte schon heute früh eine Unze gesehen, die schwarze Spielart des Jaguars, ein Weibchen, das offenbar Junge säugte; hoffte deren Lager zu finden, wollte die wertvollen Jungen ausheben, um sie unserer Menagerie einzuverleiben, hatte dazu also diese drei Matrosen in der Jolle mitgenommen.

Jetzt kehrten die allein zurück, schriien nach der Pinaß.

„Was ist geschehen?! Wo ist Juba Riata?!“

„Peitschenmüller hat eine Riesenschlange gefangen, wir sollen mit einem großem Boote hinkommen!“

Eine nähere Erklärung erfolgte, wenn auch so eilig wie möglich.

Juba Riata hatte eine Anakonda erblickt, nach der Beschreibung der Matrosen ein riesiges Tier, die von einem Baumaste herabgehungen hatte, den Kopf überm Wasser. Schnell hatte Peitschenmüller nach seinem Lasso gegriffen, die Schlinge aber mit dem Stachelband vertauschend, dessen Wirksamkeit ich schon einmal kennengelernt hatte.

Er hatte schon einmal auf diese Weise einen Tapir gefangen. Das eselgroße Tier mit dem einfachen Lasso fortzuziehen wäre die einfache Unmöglichkeit gewesen. Aber dem Zug des schmerzenden Stachelhalsbandes hatte es folgen müssen. Gezähmt konnte das Tier allerdings nicht werden, wie es Peitschenmüller ursprünglich geplant; da muß man wohl den Berichten aller derer glauben, die so etwas schon probiert haben, der Tapir hatte sich vor Menschenangst den Schädel eingerannt, er mußte geschlachtet werden.

Mit dem Stachelhalsband hatte Juba Riata also auch die Anakonda gefangen, ihr die Schlinge über den Kopf geworfen. Sie war sofort im Gebüsch verschwunden. Jetzt saß Peitschenmüller an ihrer Stelle auf dem Ast, das Lasso straff gespannt, erbat sich ein größeres Boot, mit dem er die Riesenschlange nachschleifen wollte. Die Jolle mit den drei Ruderern wäre der Kraft des Ungeheuers vielleicht doch nicht gewachsen gewesen.

So sicher war sich Peitschenmüller seiner Sache, daß er auch den Auftrag gegeben hatte, sofort einen Käfig herzustellen, der die Riesenschlange aufnehmen solle, mindestens sechs Meter lang, denn so groß schätze er das Ungeheuer, wenn nicht noch länger.

Wir hatten einige eiserne Raubtierkäfige an Bord, aber für solch eine Riesenschlange war keiner geeignet. Doch konnten wir uns schnell einen herstellen, das eben wußte Peitschenmüller schon.

Wir hatten am Rande der Hyläa Bambusstangen geschnitten, durchschnittlich zehn Meter lang, die man ja immer verwenden kann, hatten schon eine Unmenge aufgestapelt.

Sofort gingen die zurückbleibenden Matrosen daran, aus den Stangen solch einen Käfig zusammenzubinden, das verstanden sie doch, da kam weder eine Riesenschlange noch ein Löwe wieder heraus.

Ich hatte diese Anordnung nur getroffen, da war die Pinasse auch schon wieder zu Wasser.

„Ich komme mit!“ rief die Patronin, die gehört hatte, um was es sich handelte. Nun, das konnte ich ihr nicht verbieten, und warum sollte sie auch nicht.

„Wißt ihr die Stelle auch wiederzufinden?“

Jawohl, es war gar nicht weit von hier, und meine Jungen waren ja unterdessen in der ganzen Umgebung wie zu Hause geworden, Peitschenmüller hatte doch auch gerade die richtigen mitgenommen.

„Ist er denn auf dem Baumast nicht einem Angriff der Riesenschlange ausgesetzt?“

„Er meinte nicht, daß die Schlange auf ihn losgehen würde, es wäre auch schade, dann bekäme er sie nicht lebendig, er müßte sie töten, denn der hat seinen Sägeknüppel bei sich.“

Ich kannte dieses fürchterliche Instrument des ehemaligen oder ja eigentlich noch jetzigen Raubtierbändigers. Es war ein aus Rhinoshaut geflochtener Knüppel, und ich hatte gesehen, wie er mit diesem ein drei Zoll starkes Eichenbrett wie dünnes Papier durchschlagen hatte. Einen Löwenschädel hätte er wie ein hohles Ei zertrümmert. Ferner aber war dieser Knüppel auf der einen Seite mit jener Magenhaut eines Geiers besetzt, lauter kleine Zähnchen, winzig klein, eigentlich kaum zu fühlen, und dennoch als Säge von einer furchtbaren Wirkung. Wenn er zuschlug und schnell durchzog, sägte er einfach alles ab, was nicht gerade aus Metall oder Stein war. Aber ist der Knochen nicht eigentlich auch aus Stein? Kalkverbindungen? Nun, den stärksten Schenkelknochen eines Ochsen sägte er mit einem scheinbar ganz geringen Schläge glatt durch! Also wenn ihm die Riesenschlange irgend etwas wollte—einfach Kopf ab!

Da sahen wir ihn schon sitzen, auf einem niedrig sich über das Wasser hängenden Aste, ganz gemütlich, rauchte eine Zigarre und baumelte mit den Beinen, in der einen Hand das straffgespannte Lasso.

Schell hatten wir uns verständigt. Als er ins Boot sprang, wäre er aber doch bald über Bord gezogen worden.

„Heu, heu, mein Tierchen! Das Halsband ist Dir wohl wieder zu weit geworden? Na da komm!“

Er zog, wir ruderten, wie er immer angab, ganz, ganz langsam an.

Da kam der Kopf aus dem Dickicht zum Vorschein. Dicht hinter ihm lag die mit Stacheln besetzte Schlinge um den Hals, wenn man da von einem Halse sprechen darf.

Der Schlangenkopf war nicht eben groß, was aber für ein Leib folgte nach! Wir maßen dann später an der stärksten Stelle einen Leibesumfang von ein Meter 14 Zentimeter, die ganze Länge betrug sechs Meter 43. Es mögen schon größere Riesenschlangen erlegt und gefangen worden sein, einigen solcher Berichte ist unbedingt zu glauben, aber gezeigt ist noch keine worden, weder lebendig, noch tot, noch ihre Haut.

Ob die Riesenschlange, speziell die Anakonda, wirklich Menschen verschlingt, darüber will ich mich hier nicht auslassen. Ich habe es niemals gesehen. Daß solch ein Ungeheuer einen ganzen Menschen samt Stiefeln und Schlips verschlingen kann, das ist ganz selbstverständlich.

Sie schien sich mit dem Schwanz oder dem hinteren Leibe an Baumstämmen festzuklammern, mußte aber durch den Zug des schmerzenden Stachelbandes wohl oder übel nachgeben—und dann plötzlich schoß sie in ihrer ganzen Länge hervor, durch oder über den Schlamm hin, der sich ziemlich breit am

Ufer hin erstreckte, und in das freie Wasser hinein. Man kann die Anakonda ja fast eine Wasserschlange nennen.

Erst war sie verschwunden, sie mochte glauben, in Freiheit zu sein, da tauchte sie wieder auf, und nun ging der Tanz los.

Himmelherrgott, war das ein Tanz! Ich kann es nicht beschreiben, wie die im Wasser tobte! Zu sehen war überhaupt nichts, von solch einem Wasserschwall wurden wir überschüttet.

Ich kann nur sagen, daß sich auch mein Haar zunächst vor Entsetzen sträubte, und da war es begreiflich, daß sich Helene angstvoll an ihren Ritter Georg klammerte, der jetzt aber eben freilich kein furchtloser Drachentöter war.

„Ruhig, ruhig,“ ermahnte Peitschenmüller, mit Lasso und Knüppel hinter mir stehend, „immer langsam rudern—die hat sich bald ausgetobt, und angreifen tut sie uns auf keinen Fall—oder ich würde sie schon empfangen!“

Das Wasserspritzen ließ denn auch bald nach.

Nun aber geschah etwas, gegen das die Wasserspritzerei noch eine Kleinigkeit gewesen war.

Die Anakonda sah bald ein, daß sie im Wasser doch nicht ihre Freiheit wieder gewann, daß sie hier erst recht keine Gelegenheit hatte, sich festzuklammern, und so wollte sie wieder ans Ufer, kam aber nur bis in den sumpfigen Teil hinein.

Hier, durch die schmerzende Halsschlinge festgehalten, wiederholte sie ihr fürchterliches Schlagen und Peitschen, und die Folge war, daß wir von einem Schlammregen übergossen wurden.

Wohl wurde sie durch das weiterrudernde Boot bald wieder ins freie Wasser gezogen, jetzt sorgte Juba Riata dafür, daß sie nicht mehr den Sumpf erreichen konnte, aber schon glichen wir alle Mohren, waren mindestens über und über mit Schlamm besprengelt.

Es kam wohl noch zu einigen Befreiungsversuchen, doch immer mehr gab die Schlange ihren Widerstand auf, ließ sich unter Wasser fortziehen, nur ab und zu mit dem Kopfe auftauchend, dann einige furchtbare Schläge mit dem Hinterleibe aufs Wasser führend. An einen tätlichen Angriff auf die Menschen dachte sie nicht.

Nach einer halben Stunde hatten wir die Sandbank wieder erreicht. Der Käfig war bereits fertig, neun Meter lang und ebenso breit, die Höhe hatte, wie ich angeordnet, nur einen halben Meter zu sein brauchen. An den Ecken kreuzten sich die Stangen, so daß dadurch also die Zwischenräume entstanden waren.

Juba Riata betrat mit dem Ende des gegen 20 Meter langen Lassos das Ufer, keine weitere Hilfe verlangend, zog die Schlange hinter sich her. Auf dem Sande folgte sie ziemlich willig, das Stachelhalsband mußte doch sehr schmerzhaft sein, wenn man auch kein Blut fließen sah.

Nur noch ein Zwischenfall ereignete sich, freilich einer, der auch dem Kaltblütigsten einen Schreckensschrei entlockte. Plötzlich schoß das Ungeheuer wie ein Pfeil über den Sandboden, hatte sich im Augenblick vor seinem Peiniger in Manneshöhe aufgerichtet, den Rachen weit aufgerissen, so daß man die ganz respektablen, hakenförmigen Fangzähne deutlich sah, und so zuckte sie vor Juba Riatas Kopfe hin und her, vor und zurück schießend, aber immer steil aufgerichtet.

Peitschenmüller selbst glaubte wohl, daß sein Kopf im nächsten Augenblick im Rachen der Schlange verschwunden sein würde, schon holte er zum Schlage aus, um jener den Kopf abzusägen—da sank die Schlange wieder blitzschnell zusammen und suchte seitwärts das Weite zu gewinnen.

Da war sie geliefert, dadurch brachte sie sich selbst in die Nähe des Käfigs. Für eine Tür war selbstverständlich gesorgt. Der erste Bootsmann war aber auch so intelligent, um gleich zu erkennen, was sonst hier noch fehlte, ohne eine Aufforderung dazu zu bekommen.

Schnell steckte er von hinten durch den ganzen Käfig, eine solch längere Bambusstange, daß sie zur Tür wieder herauskam; Juba Riata verstand es sofort, er konnte dieses Stangenende schon mit dem Lasso erreichen, dieses daran festgebunden, wieder durch den Käfig gezogen, bis er es hinten wieder hatte—nun war es eine Kleinigkeit, die Anakonda zu zwingen, daß sie auch noch in ihre zukünftige Wohnung kroch. Dem Zuge des schmerzenden Halsbandes konnte sie eben nicht widerstehen.

So wurde jetzt auch noch ihr Kopf an das Gitter gezogen, mochte der Leib auch toben, wie er wollte; diesen Bambusstäben, die meine Jungens mit geteertem Kabelgarn zusammengebunden hatten, vermochte sie nichts anzuhaben; Peitschenmüller hätte das Lederband einfach zerschneiden können, aber er brachte es sogar fertig, es zu lockern und der Schlange über den Kopf zu ziehen.

Die tiefen Eindrücke, welche die Stahlstacheln hinterlassen hatten, waren zu sehen, aber sie schienen die Haut gar nicht durchbohrt zu haben, Blut floß wenigstens nicht.

Auf diese Weise haben wir eine Anakonda gefangen, wie wohl noch niemals eine Riesenschlange gefangen wurde, von einer Größe, wie noch keine in einem zoologischen Garten gezeigt worden ist.

Ich will gleich noch hinzufügen, daß sich die Anakonda, sofort ganz ruhig in ihre Gefangenschaft fügte, die ersten beiden Wochen Nahrungsaufnahme verweigerte, dann aber in einer Nacht gleich ein halbes Dutzend Waldhühner und ebensoviele brasilianische Eichhörnchen verschlang, von da an regelmäßig fraß, später sogar Salzfleisch. Auch ein reichlich einen Zentner wiegendes Wasserschwein wurde von ihr mit Leichtigkeit verschlungen; was ihr freilich für einige Tage genügte.

Ehe sie an Bord kam, wurde für sie ein soliderer Käfig gebaut, der aber nicht mehr so groß zu sein brauchte. Er wurde in dem Farbenraum im Mitteldeck aufgestellt.

So wurde die „Argonautenriesenschlange“ ein eherner Bestand unseres Schiffes, wir sollten noch mancherlei mit ihr erleben.—

Das war ein einzelner Tag aus dem Leben auf unserer Sandbank im brasilianischen Urwald gewesen.

Die Nacht war angebrochen, die Glühkäfer funkelten, und unser Schiff leuchtete im Scheine von Hunderten von phosphoreszierenden Lämpchen.

O, wie soll ich es schildern, was sich nun ereignete!

Nicht nur in dieser Nacht, sondern Abend für Abend, dort auf der Sandbank im brasilianischen Urwalde!

„Herr Waffenmeister, ich hätte eine Bitte an Sie.“

So hatte Meister Hämmerlein gleich in den ersten Tagen unseres Hierseins zu mir gesagt, verlegen oder doch mit seiner schüchternen Bescheidenheit wie immer.

„Aber bitte!“

„Ich—ich—habe ein Oratorium komponiert—die neuen Seligpreisungen—mit einem Schlußsatze—Sie wissen, den Anfang der Bergpredigt aus dem Matthäi-Evangelium—es ist ein Solo mit Chor—Albert singt den Messias—er ist schon

gut eingeübt—und nun—nun—dachte ich—wenn unser Männerchor einfällt—mit dem Posaunenchor—“

„Ja, warum nicht?! Darüber haben doch überhaupt nur Sie zu bestimmen, Sie haben uns doch erst ausgebildet.“

„Es ist—ist—der Chor der Gläubigen—“

Na, ich verstand. Gewissermaßen hatte er ja auch ganz recht. Matrosen als Kirchensänger, die in einem Oratorium den Chor der Gläubigen markieren, die den Inhalt jeder Seligpreisung bestätigen, freundlich dazu einladen, an den Heiland zu glauben—‘s ist eine dumme Geschichte!

Aber ich glaube, ich glaube—daß unter den professionellen Kirchenfängern und sonstigen Künstlern, die in der Kirche zeitweilig mitwirken, manchmal Personen sind, die in moralischer Hinsicht doch noch unter uns Matrosen stehen!

„Na warum denn nur nicht?!“

Also es wurde gemacht.

Abend für Abend übten wir.

So auch heute abend, heute nacht.

Ach, wie soll ich es schildern!

Wenn Albert mit seinem wunder-wunder-wunderbaren Tenor begann, der immer und immer schöner wurde!

Wie das in dieser Urwaldsnacht erklang!

Wenn unter leiser, süßer Orgelbegleitung die erste Seligpreisung verklungen war, so glaubte man nichts schöneres mehr hören zu können, und nun erklang es doch immer noch viel, viel herrlicher!

„Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!“

Nein, das konnte nun nicht mehr übertroffen werden!

Wie der nur das Wort „suffering“ hervorbrachte!

Es wurde nämlich Englisch gesungen. Hämmerlein hatte es nun einmal nach dem englischen Bibeltext komponiert, hatte etwas Englisch dazu gedichtet, hatte wahrscheinlich schon lange Zeit daran gearbeitet, vielleicht schon viele Jahre, das konnte oder mochte er nun ...

[*Original page 642 missing*]

Und nun besonders das „king of glory“, wie das herauskam, diese überirdische Majestät, die in diesen Worten lag.

Der letzte Satz war verstummt—„seid fröhlich und getrost, es wird Euch im Himmel wohl belohnt werden“—der Chor der Gläubigen hatte es bestätigt.

Kapitän Martin, die Hände bis an den Ellenbogen in den Hosentaschen, den Oberkörper weit vorgebeugt, schüttelte sich wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt.

„Das ist überwältigend—das ist einfach überwältigend!!“

Wir hatten das nun schon zum zweiundzwanzigsten male geübt, und zum zweiundzwanzigsten Male hatte Kapitän Martin diese selben Worte so herausgeschüttelt.

Heute abend aber fügte er noch etwas anderes hinzu, denkwürdige Worte, welche es verdienen, der Nachwelt überliefert zu werden—dazu aber nahm er erst die rechte Hand aus der Hosentasche und schüttelte den astähnlichen Zeigefinger vor meiner Nase, nicht um mir zu drohen, sondern gewissermaßen um jedes Wort zu unterstreichen.

„Und heute abend habe ich es ganz genau konstatiert! Allemal, wenn die Stelle kommt *king of glory*—dann hören allemal im Walde die Affen zu schnattern auf!“

So sprach Kapitän Martin.

Na, dann war es ja gut, dieses Urteil ließ ich mir gefallen!

Wenn sogar die Affen ob unseres Gesanges verstummten, die Luft anhielten—dann durften wir hoffen, mit unserem Oratorium auch vor anderen Menschen gnädige Ohren zu finden.

Aber wir dachten gar nicht daran, dieses Oratorium anderen Menschen vorzusingen. Gerade dieses Oratorium nicht. Das sangen wir nur für uns.

Oder wenn wir es jemandem vorsangen, Abend für Abend, wenn sich jeder bemühte, sein Bestes zu leisten—dann war dies alles nur für unsere Patronin bestimmt!

„Wir leben einander zu Liebe!“

Das war schon längst unser aller Wahlspruch geworden. Es war die Zauberformel der Argonauten.

